

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Chroniken	79
La Nave. Von Julius von Werther	93
Mein Buddhadrma. Von Carl Gjellerup	99
Schöpfungsgagen. Von Svante Arrhenius	102
Belgische. Von Anna Prellin von Arane	110
Deutsche Kritiken. Von Leben	114

Nachdruck verboten.



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 60 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Belohnung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei.

9-4 Uhr.

SCHWARZBURG Beste Pension * * * *
Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad * **Weisser Hirsch**
Bürgerliche Preise * *

Ostseebad Georgenswalde

Saml. Stellküste, Post. Tel.
Rauschen, ruhiger vornehm.
Erholungsort, Wald, solide
Preise. Näh. Badeverwaltung

EMIL JACOBY
„Herz-Schuhe“



Frankfurt
nach Leipzig

Friedrich-
Strasse 70

Leipzigerstr 120
Schillstrasse 11

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit

sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

Moritz Mädler

Leipzig
Petrisstr. 6

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Nenerwall 84

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 18. April 1908.

Chronikon.

Vor Herrn Gröber hat schon einmal ein vom deutschen Volk Abgeordneter die Parlamentsjournalisten geärgert, zur „Wahrung der Standesehre“, zu wüthendem Kollektivwiderspruch, zum Ausstand getrieben. Auch in einem Deutschen Reichstag. Achtundfünfzig Jahre ist's her. Der Abgeordnete hieß Otto von Bismarck-Schönhausen. Bei den Zeitungsschreibern war er nicht beliebt (trotzdem er selbst für die Kreuzzeitung Artikel schrieb, in denen er, anonym, doch nicht unerkant, über die Unstetheit des königlichen Willens stöhnte). Nach dem Märzsturm hatte er in der Zweiten Kammer des Preussischen Landtages wider die „ungezügelte Pressfreiheit“ gewettert; im Februar 1850 vor der „moralischen Brunnenvergiftung durch die Presse“ gewarnt. Sollten die Vertreter der jüngsten Großmacht ihn etwa lieben? Als Graf Brandenburg ihn auf seine Ministerliste setzte, schrieb der König an den Rand: „Nur zu gebrauchen, wenn die Bayonnettes scharfenlos walten.“ So war er. Der Pressmenscheit ein rother Reaktionär oder ein unwissender Maulheld; jeinen Reden folgte zorniges Geheul oder höhnische Heiterkeit. Dennoch schickte der Wahlkreis Saach-Belzig-Westhavelland ihn in den Reichstag, der (in Erfurt) die Bundesstaatsverfassung berathen sollte. „Die Zeit ist vorüber, wo die Meinung Gehör fand, daß man den preussischen Staat schwächen oder auflösen dürfe, um Deutschland groß zu machen. Die Stärke Preußens hat Deutschland gerettet. So wenig Preußen groß werden will durch Verletzung des Rechtes seiner deutschen Bundesgenossen, eben so wenig darf der Deutsche Bundesstaat zu Stande kommen und wach-

jen auf Kosten der Ehre, der Unabhängigkeit und der Kraft Preußens.“ Das war Bismarck's erfurter Programm. Der fünfunddreißigjährige wurde zum Schriftführer ernannt. Am fünfzehnten April 1850 stellte er den Antrag, im Verfassungsentwurf die Worte „Deutsches Reich“ jedesmal durch die ihm passender scheinenden „Deutsche Union“ zu ersetzen. An dem selben Tag nahm er an dem Präsidenten Simson, der ihn wegen einer allzu preußischen Schroffheit zur Ordnung gerufen hatte, lustige Rache. In diese altehrwürdige Stadt, hatte Simson gesprochen, „rief schon vor einem Jahrtausend ein König, den unsere Geschichte mit dem Beinamen des Deutschen schmückt, deutsche Männer, damit sie ihm in der Regelung der öffentlichen Zustände zur Seite stünden.“ Ueber diesen Landtag, antwortete Bismarck, „ist in der Chronik von Spangenberg buchstäblich zu lesen, daß König Ludwig ihn abhielt, um der Schinderei der Fürsprecher und Zungendreher, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich war, ein Ende zu machen.“ Sollte die Versammlung dieses Jahres hier ein ähnliches Resultat haben, dann werde ich glauben, daß die Raben vom Kyffhäuser vertrieben sind und daß der Tag der deutschen Einheit nah herbeigekommen ist.“ Der Entwurf behagte ihm gar nicht. „Wenn Sie dem preußischen, dem altpreußischen Geist (nennen Sie ihn stochpreußisch, wenn Sie wollen) nicht mehr Konzeffionen machen, als bis jetzt in dieser Verfassung geschehen ist, dann glaube ich nicht an deren Verwirklichung; und wenn Sie sich bemühen, diese Verfassung diesem preußischen Geist aufzuzwängen, so werden Sie in ihm einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit muthiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagreiter aber sammt seiner schwarz-roth-goldenen Bäumung auf den Sand setzt.“ Am siebenzehnten April sprach er gegen ein liberales Vereinsrecht. „Gerade in dem Vereinswesen sehe ich die gefährlichste Waffe der Geister, die verneinen, gegen jede obrigkeitliche Autorität. Gerade in dem Vereinsrecht liegt die Schneide jener Scheere, mit welcher die konstitutionelle Dalila dem Simson der Monarchie die Locken verschneidet, um ihn den demokratischen Philistern wehrlos in die Hände zu liefern.“ Fünf Tage danach gerieth er in Streit mit den Berichterstattern.

Herr Koerdanz, der als Vertreter der Oberpostamtszeitung auf die Journalistentribüne zugelassen war, erhielt von dem jungen Herrn Schriftführer einen Brief, in dem stand: „Die Berichte Ihres Blattes über die Verhandlungen des Volkshauses tragen das Gepräge der Entstellung in einem Grade, welcher die Vermuthung der Unabsichtlichkeit ausschließt. So wenig das Bureau an raisonnirenden Artikeln über die Thätigkeit des Hauses, so feindsälig auch deren Tendenz sein möchte, jemals Anstoß nehmen würde, so hat doch die

Einrichtung der Journalistentribüne nur den Zweck, dem lesenden Publikum eine beschleunigte Kenntniß von den Verhandlungen des Hauses, wie sie in Wahrheit stattgefunden haben, zu verschaffen. Dieser Zweck wird verfehlt, wenn die Berichte von dem Inhalt der Rede so weit abweichen, daß eine Aehnlichkeit zwischen Beiden nicht mehr stattfindet. Ich bin daher genöthigt, denjenigen Korrespondenten, welche nicht den guten Willen oder die nöthige wissenschaftliche Ausbildung besitzen, um von ihnen eine Darstellung der Vorgänge im Hause erwarten zu können, welche wenigstens eine mäßige Annäherung an die Wahrheit darbietet, die Erlaubniß zum Eintritt in die Journalistentribüne zu entziehen.“ Herr Koerdanz soll „den Verfasser der lithographirten Korrespondenzen gefälligst bezeichnen, welche die Oberpostamtszeitung benutzt“; thut ers nicht, so wird er als Vertreter des Blattes angesehen und behandelt. Eine Abschrift des Briefes schickte Herr von Bismarck an den Vertreter der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Herrn von Rochau, „zur gefälligen Kenntnißnahme und Beachtung.“ Sämmtliche Berichterstatter fühlen sich beleidigt und beschließen einen „gemeinschaftlichen Protest“. Herr von Bismarck maßt sich das Recht an, die Zeitungsberichte zu kontrolliren; „ein Versuch zu einer Censur, der kaum anders als aus einer völligen Verkennung der Selbständigkeit der Presse und der Stellung einer einzelnen Persönlichkeit ihr gegenüber zu erklären ist.“ Zweitens droht er, wie noch nie von dem Bureau einer parlamentarischen Versammlung gedroht worden ist. Drittens will er den Namen eines Berichterstatters wissen; „eine solche wahrhaft ehrenrührige Aufforderung zur Denunziation nach Gebühr zu behandeln, sind wir nur durch die Achtung vor dem Hohen Hause selbst verhindert“. Herr Koerdanz wendet sich mit einer Beschwerde an das Präsidium. Das billigt zwar Bismarcks Grundsätze nicht, mahnt die Journalisten aber zu „getreuer und leidenschaftloser Darstellung“. Herr von Rochau schickt dem Schriftführer eine bittere Kritik seines Verfahrens. Das Präsidium, dem dieser Brief vorgelegt worden ist, erklärt, er „verlehe die Achtung gegen Herrn von Bismarck sowohl als gegen das Volkshaus selbst auf eine höchst anstößige Weise“; und entzieht Herrn von Rochau den Platz auf der Journalistentribüne. Höchste Zeit zu heftigem Protest. Für Einen stehen nun Alle. „Die unterzeichneten Journalisten glauben, sich und ihrer Ehre als Vertreter der freien Presse schuldig zu sein, sich einem solchen Verfahren nicht zu fügen; sie sehen sich in die Nothwendigkeit versezt, im Angesicht des Volkshauses selbst förmliche und feierliche Verwahrung einzulegen gegen die Verkennung der Rechte und der ganzen Stellung der Presse, von der das gegen Herrn von Rochau eingehaltene Verfahren offenes Zeugniß giebt,

und ihre Eintrittskarten dem Bureau zurückzustellen“. Neben dreizehn Vertretern deutscher Zeitungen hatten zwei Berichterstatter ausländischer Blätter unterschrieben. Am sechsundzwanzigsten April 1850. Wuhnten die Protestanten, daß in Erfurt wenig zu thun blieb? Am neunundzwanzigsten wurde der Reichstag von Radomisz, dem Ersten Kommissar des Verwaltungsrathes, geschlossen. Auch der erste internationale Berichterstatterstrife hat also auf deutschem Boden nicht lange gedauert und kein beträchtliches Opfer gefordert.

Und geschiehet nichts Neues unter der Sonne, spricht der Prediger Salomo. Sieben Monate vergingen, bis der grobe Herr von Bismarck wieder (im Preussischen Landtag) das Wort ergriff. Zeit genug zur Sänftigung der Gemüther. Wäre dem Märker damals sonst geschehen, was jetzt dem Schwaben geschah? Die lange und doch wirkfame Rede, die Herr Gröber über das Reichsvereinsgesetz gehalten hat, ist in großen berliner Zeitungen ganz unterdrückt worden oder zu sinnlosen Sätzchen zusammengeschrumpft. Rache für die Saubengel? Sicher nicht. In dem ganzen Kampf hat sich ja nur um die Wahrung der Standeshhre gehandelt. Und geschiehet nichts Neues unter der Sonne?

Daß der Schönhauser Junker damals nicht unter der Fahne des Liberalismus focht, ist nur Dem ein Räthsel, der die Väter nach den Söhnen beurtheilt. Was heute liberal heißt, hätte vor sechzig Jahren für reaktionär gegolten. Der Patrimonialrichter Schulze aus Delitzsch verstand den Begriff der Bürgerfreiheit anders als der Landgerichtsrath Müller aus Mühlhof. Friedrich Daniel Baffermann, der doch abtrünnig gescholten ward, steht neben Ernst Baffermann aus wie ein Jakobiner neben einem Legitimisten. „Wenn ein Handelshaus Bankerot gemacht hat, pflegt man die Firma nicht in das neue Geschäft hinüberzunehmen. Nun glaube ich, daß in der Geschichte der Absolutismus mit der alten Firma ‚von Gottes Gnaden‘ vollständig Bankerot gemacht hat. Der Gesellschafter, die Gottesgnade, scheint sich aus dem Geschäft ganz zurückgezogen zu haben; und dadurch mag eben der Bankbruch bewirkt worden sein. Ich rathe daher, wir nehmen die alte bankerote Firma nicht in das neue Geschäft hinüber.“ Mit solchen Sätzen motivirte Schulze den Antrag, die Worte „von Gottes Gnaden“ im Titel des Königs zu streichen. Friedrich Wilhelm schäumte. Als er das Präsidium der Nationalversammlung empfing, fuhr der Kranke die Schloßgäste an: „Sie haben mein mir von Gott verliehenes Recht auf die Krone angetastet! Sie wollen mir das ‚von Gottes Gnaden‘ nehmen! Aber hierzu wird keine Macht der Erde stark genug sein. Ich werde es treu bewahren, wie ich es von meinen Ahnen überkommen. Sagen Sie Dies den Herren, die Sie

gesandt haben. Sagen Sie ihnen, daß ich Ruhe und Ordnung im Land herstellen werde; daß mir die Mittel hierzu vollauf zu Gebot stehen. Sagen Sie ihnen, daß ich den Aufruhr und die Aufrührer, wo ich sie finde, bekämpfen und zerschmettern werde und daß ich mich hierzu durch Gottes Gnade stark genug fühle.“ Das rasselte; konnte Erwachsene aber nicht schrecken. „Der König will Zierrath, Spielerei für sein romantisches Gelüsten, Bairisch, Herolde, Wappenbuntheit, schauspielersche Effekte. Reden halten: Das gehört dazu. Vor Allem will er in Verwunderung setzen. Er besucht Werkstätten der Künstler, giebt Aufträge, macht Einkäufe; Alles mit romantischem Eifer, ohne ernste Gedankenrichtung und Geschmac. Das nannte der ehemalige Minister von Caniz den „Kunstdufel“. Der Prinz von Preußen spottet darüber mit Bitterkeit. Der König verspricht immer, nicht nachzugeben, und giebt dann doch nach. Seine Reden werden furchtbar kritisiert; die Minister kennen sie nicht vorher, wohl aber Radowitz und ein paar Andere. Er will, daß von ihm gesprochen werde. Das erreicht er. Gesprochen wird von ihm; aber wie? Fast nur in Majestätsbeleidigungen. Ueberall hört man, er richte den Staat zu Grunde, er könne nicht regiren und möge abdanken; man setzt hinzu, dann könne er ja ganz dem Kunstdufel leben. Auch die Anfälle von Wollen ohne Sinn und Kraft, denen als Ergebnis nur das sichtbare Unvermögen folgt, tragen nicht zur Erhöhung des königlichen Ansehens bei. Er will nur immer seine Macht zeigen und meint, wer ihm einmal gedient habe, müsse es stets thun; er aber will die Leute nach Belieben wegwerfen. Er gewöhnt die Minister an Launen, kleine Abweichungen, die immer größer werden, macht sie müde und mürrisch und tritt, wenn sie so geworden sind, als entschiedener Gebieter auf. Er sucht den Ministern zu entschlüpfen, ihnen Streiche zu spielen, Etwas ohne sie oder hinter ihrem Rücken zu thun: und diese Leute lassen sich Alles gefallen. Er braucht Diener, die ihm widersprechen und seine Einfälle scheitern lassen, ehe sie öffentlich werden. Neue Sessel für die Fürsten; neue Verzierung alter Orden; Herolde in mittelalterlicher Tracht; Schwanenorden, Lützenorden; neue prächtige Kleider für die Bagen, im G. schmac Ludwigs des Vierzehnten; Hofgepränge, bunte Bilder, unnützer Aufwand. Der Pfaffe der Dreifaltigkeitskirche lobt den König als den ersten Fürsten der Welt, das Muster eines frommen, begabten, weisen Regenten. Sogar der Küster schüttelt den Kopf über diese plumpe Schmeichelei. Wie Mancker, der noch im Sommer 1848 von Herzen Royalist war, kann es im Sommer 1850 nicht mehr sein!“ Wie Barnhagen in seinem Tagebuch, so sprachen Tausende, wenn sie sich vor Spitein sicher wähten. Und nur wehmüthiges Lächeln antwortete dem Armen, der vor dem Aufruhr den Hut gezogen hatte und die Aufrührer nun zerschmettern wollte.

So war die Opposition; so der König. Für diesen Hohenzollern einzutreten, war nicht leicht. Bismarck hat's gethan. Er konnte sich nicht entschließen, mit Waldeck und Jakob, Lwesten und Grabow zu paktiren. Und blieb für sie und ihre Erben deshalb der Schwarze Mann. „Ce n'est pas un homme sérieux“: Alles, was Fortschrittsbeine hatte, sprach das Urtheil des Franzosenkaisers nach, der erst im Weberhäuschen bei Donchery merken sollte, wie ernsthaft die Politik des Bespöttelten gewesen war. Die beredtesten Landesleute haben es nicht viel früher eingesehen. „Diesem Ministerium nicht einen Thaler!“ (Unruh.) „Einer abenteuerlichen Politik im Dienst des Absolutismus wird Preußens Vermögen und werden seine Kinder geopfert. Für frivole Politik ist das Blut preußischer Staatsbürger nicht da.“ (Waldeck.) „Die Politik der Regierung stellt sich selbst das Zeugniß aus, daß sie weder im Inneren noch nach außen handeln, weder ruhen noch wirken, ja, ich möchte sagen: weder leben noch sterben kann, ohne die Gesetze dieses Landes zu verletzen. Mit einem solchen Steuermann darf unser Staatsschiff sich nicht in den Ozean der europäischen Handel hinauswagen. Wir sind auf der tiefsten Stufe unserer Erniedrigung angelangt. Heute und morgen und immerdar werden wir unsere Stimme gegen die falschen Rathschläge der jetzigen Berather der Krone erheben, schonungslos und rücksichtslos.“ (Sybel.) „Die Ehre dieser Regierung ist nicht mehr die Ehre des Staates. Ihre auswärtige Politik droht Preußen zu verderben.“ (Lwesten.) „Wenn wir leider ein Staat sind, der bei diesem Ministerium auf eine große Politik in Europa so wenig wie auf eine klare und wahre, freie und redliche Politik im Innern irgendeinen Anspruch machen kann, so lassen Sie uns doch wenigstens die Gesetze der Humanität achten!“ (Waldeck.) „Möge es dem Herrn Ministerpräsidenten gelingen, unter den Diplomaten Europas eine ähnlich anerkannte Stellung zu finden, wie ich sie unter meinen Spezialkollegen gefunden habe. Er hat eigentlich keine Politik; er stürmt ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinaus; ihm fehlt jedes leitende Prinzip. Er hat auch gar keine Ahnung von einer nationalen Politik. Wie werden Sie vor dem kommenden Geschlecht bestehen, Herr von Bismarck?“ (Virchow.) „Die Politik des Ministeriums hat eine erschreckende Aehnlichkeit mit der, die zu der Katastrophe von 1806 geführt hat.“ (Loewe.) Und so weiter. Ein Zehntel solcher Grobheit würde heute wie Gotteslästerung geahndet. Ueber die Fraktionen der fünfziger Jahre schrieb Bismarck: „Byzantinismus und verlogene Spekulation auf Liebhaberereien des Königs wurden wohl in kleinen höheren Kreisen betrieben, aber bei den parlamentarischen Fraktionen war der Wettlauf um die Gunst des Hofes

noch nicht im Gange; der Glaube an die Macht des Königthumes war irrthümlicher Weise meist geringer als der an die eigene Bedeutung; man fürchtete nichts mehr, als für servil oder für ministeriell zu gelten." Das klingt wie ein Märchen aus uralter Zeit; aus der Steinzeit des Liberalismus. Von Schulze-Delelisch zu Müller-Reiningen: auch ein nützliches Buch, das noch zu schreiben ist.

Wenn Baldeck, wenn Richter morgen wiederkäme, fände er sich im alten Bezirk nicht mehr zurecht. Die Wilden sind zahm geworden. Die einst so Wüthenden picken einem konservativen Unterstaatssekretär die Körner aus der Hand. Für Heer und Flotte, gegen Centrum, Polen, Sozialdemokraten, für Autorität und festes Regiment. Von draußen siehts wie schimpflichster Verrath aus, wie verächtliche Prostitution. Wer sich an das fremde Spektakel gewöhnt hat, merkt: die Schicht, die einst Fortschrittsmänner, Freisinnige, Demokraten wählte, ist zu reich geworden, um noch Opposition wünschen zu können. Will mit aus der Krippe fressen und zeigt sich eifriger als die langeschon Zugelassenen. In den letzten zwanzig Jahren ist eben viel Geld verdient, sind die Besitzverhältnisse gründlich umgepflügt worden. Zwischen Sozialdemokraten und Liberalen (die sich jetzt Industriekonservative nennen sollten) ist ein Plätzchen frei. Wenn die Herren Barth und Gerlach ein Bißchen praktischer würden, von internationaler und allzu persönlicher Politik mehr als von Freihandel und Wahlrecht sprächen und sich in der Stille den Demokraten des Centrums verbündeten, könnten sie ein Zähnelein aufbringen. Heute sieht der Liberalismus weniger auf hohen Lohn als auf gute Behandlung.

*

Noch eine Erinnerung an die Tage Friedrich Wilhelms des Vierten. General von Brand, ein Gehilfe des Kriegsministers von Schreckenstein, schrieb damals, die Lage des Ministeriums Hansemann-Auerwald sei durch „mehrere unberufene Rathgeber der Krone“ noch unbequemer gemacht worden. „Wie man Alles nachahmte, was das Ausland in der Politik gethan, so nannte man diese Partei die Kamarilla, obwohl Jeder, der nur eine oberflächliche Kenntniß vom Charakter des Königs hatte, einsehen mußte, daß es eine solche gar nicht geben konnte“. Bismarck spricht von dieser Kamarilla wie von einer anerkannten Institution und nennt als ihre Häupter die Generale von Gerlach und von Rauch und den Kabinetörath Niebuhr. Wer's bisher nicht geglaubt hat, mag daraus lernen, daß auch im Kriegsministerium Irrthum möglich ist.

Noch heute. Generalleutenant von Einem, preussischer Staats- und Kriegsminister, hat am neunundzwanzigsten November 1907 im Reichstag die Grafen Hohenau und Lynar mit kameradschaftlichem Eifer verteidigt.

Was er sagte, ist als objektiv unwahr erwiesen. Am dreiundzwanzigsten Januar 1908 hat das Gericht der Ersten Garde-Division den Major Grafen Lynar wegen wiederholten Mißbrauchs der Dienstgewalt zu sexuellen Zwecken und wegen des Versuches, einen Untergebenen zu einer mit Strafe bedrohten Handlung zu bestimmen, zu fünfzehn Monaten Gefängniß verurtheilt, den Generallieutenant Grafen Hohenau freigesprochen, weil ihm zwar geschlechtlicher Verkehr mit Männern, in den nicht verjährten Fällen aber nicht der Thatbestand einer gesetzlich strafbaren Handlung nachgewiesen sei. Dieser Generallieutenant (von dem ein Abgeordneter, ohne Widerspruch zu finden, gesagt hat, „nur die Widerstandsfähigkeit einer Schutzmannshose habe ihn vor dem Gefängniß bewahrt“, und der graufige Verirrung des Sexualtriebes nicht zu leugnen vermochte) gehört noch der Armee an; hat noch Titel, Uniform, Orden. Drei Monate nach dem Gerichtspruch, den er selbst „eine Verurtheilung ohne Strafe“ nannte. Die Meldung, er sei vor ein Ehrengericht gestellt worden, wurde widerrufen. Ehrenrath und Ehrengericht brauchten nur die Akten der Ersten Garde-Division zu lesen, den Gerichtsherrn und den Verhandlungsführer zu hören. Noch war dazu nicht Zeit. Graf Lynar ist mit Pension verabschiedet worden, „da ein Grund vorlag, ihm die Dienstunfähigkeit bescheinigen zu können“. Das hat Herr von Einem vor fünf Monaten gesagt. Als im Reichstag dann gefragt wurde, ob wirklich ein solcher Grund vorlag, kam die Antwort, die gerichtliche Untersuchung werde feststellen, „ob an irgendeiner Stelle eine Verfehlung zu verzeichnen sei“. Der Major, der Regimentskommandeur, der Arzt, der die Dienstunfähigkeit bescheinigt hat, waren zu vernehmen. Das konnte in zwei Stunden geschehen? Am dreißigsten März war die Untersuchung noch nicht abgeschlossen. Der Reichstag nahm auch diese Antwort hin. Nur der freikonservative Herr von Dergen, selbst ein Major a. D., sprach ein kräftiges Wort. „Ich bedaure aufs Tiefste, daß der Major Graf Lynar eine Pension bekommt, und verstehe nicht, wie der Graf die Stirn haben konnte, eine Pension zu beantragen; denn jedenfalls ist sein Abschied nicht erfolgt, weil er nicht mehr kriegstüchtig war, sondern aus anderen Gründen. Daß man dann eine Pension beantragt, halte ich nicht für vereinbar mit der Ehre eines Offiziers.“ Der Regimentskommandeur hat inzwischen eine Brigade bekommen.

Wenn der Kriegsminister vom Urlaub heimkehrt, wird er sich zu dem Ausdruck des Bedauerns darüber verpflichtet fühlen, daß er so unzulänglich informiert war. In den Zeitungen stand vor vierzehn Tagen, der Abgeordnete Baasche habe ihm „Abbitte geleistet“. Die Behauptung ist unwahr; Herr Baasche hat nichts abgeben und hatte nichts abzubitten. Nach dem amtlichen

Stenogramm hat er gesagt: „Ich will nicht meiner Genugthuung darüber Ausdruck geben, daß die Mittheilungen, die ich damals machte, als ich dem Herrn Kriegsminister gegenüber erklärte, ich bedauerte, daß er über gewisse Verfehlungen in der Armee nicht genügend informirt worden sei, sich leider vollinhaltlich bestätigt haben; vielleicht mehr, als ich selbst erwartet hatte. Ich halte mich aber für verpflichtet, eine Bemerkung zurückzunehmen, die ich nebenher gemacht habe.“ Ein Journalist hatte dem Abgeordneten erzählt, in einem Gardesaloon sei ein Spottvers gesummt worden, sich dann aber, als diskreter Herr, geweigert, die Sänger zu nennen. Die dadurch unbeweisbar gewordene Angabe hat Herr Baasche, auf Verlangen einer militärischen Instanz, zurückgenommen; sie war unwesentlich und der Abgeordnete hätte besser gethan, sie wegzulassen. Darf der Reichstag aber dulden, daß ein zur Armee gehöriger Abgeordneter wegen eines im Bereich der Immunität gesprochenen Wortes von Heereshäuptern zur Rede gestellt wird? Er darf; legt's zu dem Uebrigen. Und kein Liberaler, kein Sozialdemokrat hat gefragt, ob der Generallieutenant nun den Rock weitertragen dürfe, der als Ehrenkleid gilt; auch das Komthurkreuz des Hausordens von Hohenzollern, der, nach dem Statut, nur an Personen verliehen werden soll, „die um die Erhaltung des Glanzes und der Macht des königlichen Hauses sich verdient gemacht und eine besondere Hingebung an die Person Seiner Majestät an den Tag gelegt haben.“

Lord Tweedmouth hat den Escherbrief nicht so lange im Amt überlebt wie Graf Goluchowski die Mensurdepeſche. Erster Lord der Admiralität ist er gewesen; nun mag er sich im Geheimen Rath ausdrücken. Auf seinem Platz war er so unhaltbar geworden, daß man ihn schleunig vom Stühlchen holen und der Admiralty fürs Erste einen Herrn aus dem Unterrichtsamt bescheren mußte. Ein harmloser Privatbrief, hatte die Presse gesagt; der harmloseste Privatbrief, rief (mit einem heiteren, einem nassen Auge) der Kanzler. Die Folgen sind immerhin beträchtlich. Ein Freund des King gekränkt, ein Vertrauensmann des Kaisers vom Sitz gesetzt. In den Hauptblättern beider Parteien stand, Lord Tweedmouth habe sich als ungeeignet erwiesen. Weil er einer Tischnachbarin einen kaiserlichen Wit über den Gouverneur von Windsor (der übrigens ein guter Seemann sein soll) ins Ohr geraunt hat? Nein: weil er sich auf eine heikle Korrespondenz einließ. Die Leute der Times sind noch nicht so ohnmächtig, wie uns erzählt ward. Sie haben den Wechsel im Marineamt gefordert und erreicht; den König ersucht, zu einer Kronrathssitzung nach London zu kommen, und des Wunsches Erfüllung erlebt. Bei uns

spricht man nicht gern von der Sache. Sollte offen aber bekennen, daß wieder ein Fehler gemacht, mit der Empfindlichkeit eines Volkes von Gentlemen nicht gerechnet war. Sonst geht die theuer bezahlte Lehre verloren.

Die im Verkehr mit Landsleuten stets höflichen Briten haben den Marinelord erst ausgeschifft, als die Stunde zum Kabinettswechsel geschlagen hatte. Sir Henry Campbell-Bannerman ist endlich gegangen. Weil er alt und krank ist; und weils höchste Zeit war. Unter diesem Führer konnte die liberale Herrschaft nicht lange mehr dauern. Sir Henry war gewiß ein braver Mann. Human, bequem, jovial, reich, ohne Ehrgeiz und Herrschsucht. Zum Staatsmann hatte er keinen Blutstropfen in sich. Schalt während des Burenkrieges Kitchener einen grausamen Wütherich (dürfte sich bei uns also nicht für einen Patrioten ausgeben), redete den Russen ins Parlamentsspiel drein, schwärmte für Abrüstung und Schiedsgericht, wollte die Christen des Orients bis zum nächsten Donnerstag vom islamischen Joch befreien und zwang die Kollegen nicht in die Pflicht zu einheitlicher Politik. Die City hat ihm nicht vergessen, was sein Unverstand im südafrikanischen Goldland gesündigt hatte. Ueberrajcht hat er nur einmal: als der fast Siebenzigjährige sich die Kraft zutraute, den Sieg der liberalen Partei zu organisiren und im Unterhaus (nicht, wie Sir Edward Grey empfohlen hatte, in der stilleren Kammer der Lords) ihr Leiter zu sein. Das war eine böse Zeit. Jetzt athmen die Grey, Rosebery, Churchill auf: die splittrende Partei hat wieder einen aufrechten Führer. Mr. Asquith. Ein Jurist (Richtsalsjurist, sagen die Feinde). Als Rechtsanwalt hat er sich keinen Namen gemacht (auch die Times gegen Bannell vertreten). Für Zeitungen geschrieben, in den Anfängen der University-Extension den Arbeitern Vorträge gehalten und das Wohlwollen der Fabier erworben. Schottische Bergleute schickten ihn ins Parlament Gladstone erkannte die dialektische Gewandtheit des Mannes, der, trotz allen Warnungen, für Homerule eintrat, ließ ihn gegen Salisbury sinkende Macht Sturm laufen und belohnte ihn nach dem Sieg mit dem Ministerium des Inneren (Home Office). Für Homerule soll er jetzt nicht mehr sein; hat wohl eingesehen, daß die irische Selbstregierung ein Pfahl im Fleisch des Reichskörpers wäre. Ist im Lauf der Jahre auch konservativer geworden. Noch heute aber der kühle, klare Plaidieur, der für jede Behauptung Gründe bereit hat. Kein großer, doch ein tüchtiger, nüchterner, energischer Mann. Vielleicht zu sehr Cobdenit und Puritaner, um ganz modern zu sein. Die Licensing Bill, die den dritten Theil aller Kneipen im Vereinigten Königreich beseitigen will, wird er nicht durchsetzen und gegen die Lords, wenn sie das Gesetz ablehnen, den Kampf kaum wagen. Das Reichsgeschäft ruhig und würdig führen und die Lösung der großen Probleme vertagen. Das Geld ist knapp, in Zu-

dien gährte, Japan hat seine Schattenseite und die Sozialisten sind höllisch schnell erstarrt, seit Balfour und Chamberlain gestürzt wurden. In beiden Lagern wird man den Arbeiterstimmenfang bald in größtem Stil versuchen. Für das Internationale sorgen Edward, Grey, Hardinge. Das ist also gut aufgehoben. Und wenn der neue Premier auch kein Heros und kein schöpferischer Kopf ist, so hat er doch kräftige Helfer und keinen gewaltigen Gegner.

21

Sein Kollege im Deutschen Reich hats noch bequemer. Freunde ringsum. Wer etwa glaubte, das Centrum werde ihm das Leben schwer machen, sieht den Irrthum nun ein. Morgen ist auch noch ein Tag; und eine schlaue Partei harret in züchtiger Stille der Hochzeit. Flotte, Polenenteignung, Vereinsegesetz, Kolonialbahnen, Börsengesetz: Alles gerettet. Manches nicht ganz so, wie man gern wollte; aber das Wesentliche. Schwierigkeiten gabs eigentlich nur im Herrenhaus (das an Ernst und Sachlichkeit der Debatten die beiden anderen berliner Redebedürfnisanstalten um ein Beträchtliches übertraf). Gar so laut brauchie man diesen Erfolg nicht zu preisen. Seit Bismarck fort ist und die Methode der „guten Behandlung“, der Einladungen, Komplimente, Gruppenreisen und Trinkgelder begonnen hat, ist ja, nach schämigem Zögern, so ziemlich Alles bewilligt worden. Von wechselnden Mehrheiten. Vereinswesen und Börsengeschäft wären irgendwie auch mit dem Centrum zu ordnen gewesen; und für Heer, Flotte, Kolonien war es längst billig zu haben. Das alte Kartell ist ein Bißchen erweitert worden und die einst von Nichters rauher Hand Geleiteten sind selig, daß sie nicht mehr einsam in der Kälte sitzen. Den Anderen ist nicht so behaglich zu Muth. Den Preußen schon nicht, weil die Landtagswahl naht, bei der man den Kumpan von gestern als Erzfeind befehlen soll... Kommt Zeit, kommt Rath. Nach Ostern haben die Reichsdiätarvrien nur noch kleine Vorlagen zu erledigen. Im holden Lenz wird der ärgste Ekel schnell überwunden. Und wenn die Session nicht geschlossen wird, schindet der Herr Abgeordnete für Sommer und Herbst noch Reijestipendien.

Nach den sauren Wochen die frohen Feste. Lustmord im Thiergarten, Brand der Garnisonkirche, Attentat in Galizien; und Festberichte. Der Kanzler sieht in Rom den König und den Papst, hat in Wien den Kaiser und den Thronfolger gesehen: und wir hören, wie in jedem Jahr, die Osterbotschaft, daß der Dreibund so fest ist wie niemals seit Robilants und Andrassy's Zeit. Erfahren auch, was Seine Durchlaucht gethan und gesagt, gegessen und getrunken haben (und wünschten dem Behenden im Schwiegervaterland nur etwas reservirtere Haltung). Das füllt eine kleine Spalte. Auf der großen steht mehr. Noch heißt Koruppho: der Gipfel. „Das Achilleion wird vor den

profanen Blicken des Publikums jetzt gehütet wie die Gärten der Hesperiden. Das neuerbaute Kavalierrhaus ist ein zweistöckiges Gebäude mit flachem Dach. Ferner wurde eine Automobilgarage und ein Elektrizitätswerk errichtet und ein Artesischer Brunnen gegraben. Der Park wird abends durch große Vogenlampen erleuchtet. Außer dieser gewöhnlichen Beleuchtungsart giebt es noch eine zweite von märchenhaftem Charakter. Die fünf- und zwanzigtausend Rosensträucher im Park sind mit je einer Glühlampe versehen; alle flammen abends auf, wenn der Strom zugeführt ist. Auch die Beleuchtung der Innenräume ist wundervoll. Die Zeichnungen sind zum Theil vom Kaiser selbst entworfen und lassen erkennen, daß er Meister darin ist, das Künstlerische mit dem Praktischen zu verbinden. Das Schießen, ein alter Oesterbrauch der Korfoten, ist verboten; auch darf in der Umgebung des Achilleion nicht gejagt werden. Einem Gasturioten, dessen Gehöft nah bei dem Schloßchen liegt, wird täglich eine große Summe dafür gezahlt, daß er mit seinem Gefinde den Hof verlassen hat. Das ist theuer, war aber nöthig, um die kaiserliche Familie vor Lärm und Belästigung zu sichern; da der Dickkopf aus Gasturi es nicht billiger that, mußte die Kronfinanzverwaltung die Summe bewilligen. Für die Massenherstellung von Eis ist gesorgt; auch für Post, Telegraphen, Telephon. Die Anlagen waren sehr kostspielig; sind aber herrlich gelungen. Im Glanz der dreißigtausend Glühlampen gleicht das Achilleion mit seinem Park abends einem Märchenpalast. Man nimmt an, daß die Herrschaften nicht länger als vierzehn Tage hier bleiben werden.“ So geht's früh und spät. (Für die Motive zur Erhöhung der Civilliste wird diese Berichterstattung kaum zu verwenden sein.)

Natürlich giebt's auch Ansprachen. „Unser Volk, voll jeligem Dankes für die Bahl, durch die der Kaiser, der große Hüter des Weltfriedens, unser Land geehrt hat, beugt sich in Ehrfurcht, schmückt die Wege mit Blumen und umwindet die olympische Stirn Eurer Majestät mit dem Silberkranz aus unseren Olivenhainen. Unsere Vorfahren, die vor Jahrtausenden den Eroberer Trojas bei sich aufgenommen haben, sind durch diese Gastfreundschaft in der Geschichte unsterblich geworden. Künftige Jahrhunderte werden den Namen unserer glücklichen Stadt dem des mächtigsten Helden vereinen, der nun bei uns zu weilen geruht.“ So sprach der biedere Stadtschultheiß von Korfu. Ein nicht minder beredter Mund nannte Wilhelm (wieder einmal) den größten Mann des Jahrhunderts; und ließ ungewiß, ob er noch das neunzehnte oder schon das zwanzigste meine. Ein britischer Kapitän rief beim Frühstück dem Gast ins Gesicht: „Mein Vater sagte von Eurer Majestät, Gott habe aus einem Mann, der ein großer Admiral geworden wäre, einen großen Kaiser gemacht.“ Diners, Dejeuners, Soupers; Gartenfeste und Wasserfahrten;

Freundschaft mit Briten, Türken, Griechen. Nichts wird uns verborgen. Und nie der Zusatz vergessen, daß es sich um die Sicherung des Weltfriedens handle. Bis zum Tausendjährigen Reich frommer Brüderlichkeit kanns nicht mehr weit sein. „Propriétaire du château de Corfou, Guillaume compte établir une station navale dans les eaux de la mer Jonienne. Corfou étant à peu de distance de Constantinople, l'Empereur viendra visiter le Sultan le plus souvent possible pour lui soumettre de nouvelles affaires.“ Solchen Argwohn hegen nur die Franzosen. Alle Anderen denken nichts Böses; auch wenn der griechische Hof die Berührung mit dem vom Sultan Gesandten meidet, der Kaiser das umstrittene Albanerland betritt und der Kanzler, wie zu einer Staatsaktion, von Venedig ins Achilleion befohlen wird.

Große Feste. Von Korfu gehts auf Umwegen nach Wien, wo sechzehn Vertreter deutscher Bundesstaaten dem Kaiser Franz Joseph zum sechzigjährigen Regentenjubiläum gratuliren werden. „Auf Veranlassung des Deutschen Kaisers.“ Ob's den alten Herren freuen wird? Die austro-ungarischen Missionen waren angewiesen, für den Jubiläumssommer jeden Besuch zu verbitten. Die Erinnerung an Gewesenes, unwiederbringlich Verlorenes schmeckt auch Greisen nicht süß. Wenn Wilhelms Großvater dem frankfurter Fürstentag nicht fern blieb, sah es in Deutschland heute vielleicht habsburgischer aus. Und die Partei des Herrn von Schönever könnte an diesem Festtag recht unbequem werden. Magyaren, Czechen, Polen, Alldeutsche, Südslaven, Italiener: da muß man vorsichtig sein wie in einem überfüllten Porzellanladen. Doch „die sinnige Huldigung ist eine neue Bürgschaft des Weltfriedens“. Ist sie geliefert, so erfahren wir von der donauessinger Jagd, von der Einweihung der Hofkönigsburg (wo Staatssekretäre statiren sollen), von den wiesbadener Maifestspielen, der Jahrhundertfeier der danziger Leibhujaren, Jagden in Ostpreußen; dann kommt die Kieler Woche und danach die Reise ins Bifingermeer. Und der gute Bürger braucht nicht zu fürchten, daß die Berichte kürzer und trockener werden. Im Herbst wird wieder ein Neues. Hört: „Im königlichen Opernhaus wird Taglionis Ballet ‚Sardanapal‘ neu einstudirt. Unter der Leitung des Professors Delibsch sind in Berlin und Babylon Fachgelehrte an der Arbeit, um naturgetreue Entwürfe herzustellen, nach denen die Kostüme und die ganze szenische Ausstattung angefertigt werden sollen. Die berühmtesten Assyriologen der Welt sollen der ersten Aufführung als Gäste des Kaisers bewohnen, der diesem Ballet großen erzieherischen Werth beimißt und die Einstudirung auf Grund der neuesten assyriologischen Forschungen selbst leiten will.“ Das giebt Stoff für einen Monat. Dem Ausland länger.

„Das Ritual des Hofes breitete seine Majestäten immer fester um die kaiserliche Person. Man muß die Beschreibung des Aufwandes lesen, den es erforderte, wenn im neunten Jahrhundert ein Monarch in den Krieg zog, um zu begreifen, daß man diese theure Reise nachher lieber ganz unterließ. Der Kaiser ging aus seinem Palast nicht anders als in Prozession. Der Ortwechsel zwischen den großen städtischen Palästen und den Landhäusern in der Nähe und auch die Zeit des Aufenthaltes war genau von der Etikette vorgegeschrieben. Zu Christi Himmelfahrt zog der Hof stets in das Quellenkloß; außerhalb der Landmauer in Villeggiatur; im September gab es ein Weinlesefest in einem Lusthaus auf der asiatischen Seite des Bosporus; der Patriarch kam herüber und segnete das Gewächs und der Kaiser vertheilte Trauben an die hohen Würdenträger. Die Pracht der Kostüme, der Luxus in Schmuck und Geräth, die nie fehlende musikalische Begleitung gaben dem Auftreten des Hofes etwas überaus Pomphaftes; selbst der Hofuspokus wurde nicht verschmäht und fremde Gesandte fanden den Kaiser auf seinem Thron umgeben von einer Mechanik künstlich brüllender Löwen, musizirender Vögel und sonstiger Mirakel, die heute nur noch von Kindern in Mesebuden angestaunt werden. Eine legitimistische Fiktion verband sich damit. Was die Fremden an Wunderdingen zu sehen befehlen, sollte nicht von Menschenhänden gemacht sein: Alles stammte von dem Großen, dem Heiligen Konstantin und ihm mußte es ein Engel vom Himmel überbracht oder offenbart haben. Kaiser konnte nur werden, wer in den angeblich von Konstantin dem Großen erbauten Brunngemächern des Porphyrschlosses geboren war . . . Der Kaiser fand, das Reich sei in seinen Grenzen gesättigt und ertrage keine weitere Ausdehnung. Die persönlichen Neigungen Konstantins des Neunten waren unkriegerisch. Auf Manche machte dieser Kaiser den Eindruck einer genialen Bohéménatur; er liebte die Genüsse und war darin nicht einmal wählerisch. In seinen Unternehmungen aber zeigte er eine glückliche Hand. Er verstand, sich die Herzen zu gewinnen, und Viele nannten ihn, mit dem Beinamen eines alten Ptolemäers, Energetes, den Wohltäter. Der Bauluxus stand unter ihm auf der Höhe. Ein Soldat hat später gesagt, dieser Konstantin habe das Reich ruiniert. Der Glaube, eine Aera des Friedens vor sich zu haben, war falsch. Die Pluth des Islam nahte schon Ernste Menschen sahen den Niedergang des Reiches mit tiefer Zerknirschung. Ein Jurist, der den Hof und das Feldlager gesehen hatte, fällt das Schlusurtheil, nirgends habe er Anderes gefunden als Leichtfertigkeit und Selbstsucht . . .“



La Nave.

Nis der Wortführer des Chores im Vorspiel zur Tragoedie Gabriele's D'Annunzio verzweifelt die Frage aufwirft: Dove porremo noi la nostra patria? (Wohin verlegen wir jetzt unser Vaterland?), antwortet eine Stimme aus der Höhe: Su la Nave! Das Schiff die Heimath, die Zukunft: Dies ist das Hauptthema der neuen Tragoedie, die im Argentina-Theater in Rom mit einem der gewaltigen theatralischen Kraftentfaltung entsprechenden äußeren Erfolg die Uraufführung erlebte. Die Bedeutung des Poeten und des Werkes verdient immerhin eine eingehendere Besprechung.

Wir sind in der Zeit der Gründung Venedigs um die Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Christus; in der Epoche der Kriege zwischen Ostgothen und Byzantinern. Die Veneter sind von ihren Festlandsgenossen durch die mit Feuer und Schwert wüthenden Barbaren (womit natürlich unsere deutschen Vorfahren gemeint sind) verjagt und haben sich auf die Inseln des Estuario gerettet. Sie sind im Begriff, nicht nur Schiffe zu bauen, sondern auch eine Basilika, denn sie sind fromme Christen lateinischen, nicht griechischen Bekenntnisses. Ich will hier gleich vorausschicken, daß der Protagonist der Tragoedie eigentlich der Chor der Veneter ist, aber nicht im Sinn der aischylischen Tragoedie, sondern eher in dem von Shakespeares Julius Cæsar und Coriolan, mitunter auch in der Art der Chöre in der Braut von Messina. Ferner hat Richard Wagner D'Annunzio beeinflusst, denn ein großer Theil der Chorstimmen ist in Musik gesetzt, vokale und instrumentale; nur begleitet die Musik lediglich Stimmung gebend die fortschreitende Handlung, ohne das gesprochene Wort direkt zu illustriren. Es ist aber auch nicht die melodramatische Form Mendelssohns in den großen Rezitationen der Antigone, sondern das gesprochene Wort und die Chöre gehen ihre eigenen Wege, so daß sie nicht selten einander widersprechen, statt konform zu sein. D'Annunzio hat einen jungen Komponisten, Vizzetti, entdeckt (er nennt ihn, großartig wie immer, Maestro Aldebrando da Parma), der durch die Kraft seiner musikalischen Ausdrucksmittel (meist altgriechische Rhythmen, wie sie die byzantinischen Kirchengesänge bewahren, aber auch „stella del mare!“) die Wirkung der symbolstrenden Tragoedie wesentlich gehoben hat.

Zurück zum Vorspiel. Die Reden des Chores (Schiffer, Fischer, Zimmerleute, Regenherinnen) und der Chorführer (der Steuermann, der Wassermeister, der Müller und die beim Bau der Basilika beschäftigten Steinmetz und Organist) geben das ambiente wieder. Wir hören von den Verwüstungen durch Frühjahrsstürme, den Ueberschwemmungen, der allgemeinen Noth, die eine Rettung nur auf den Schiffen des Meeres sieht. Bald tritt auch die Spaltung in zwei Parteien, eine lateinische und eine griechische, hervor. Wir erfahren von dem vorausgegangenen tragischen Konflikt zwischen den Geschlechtern der Galeatri

und Gratici. Der Meertribun (eine historisch durch einen Brief von Theodorichs Minister Cassiodorus beglaubigte Einrichtung) war Orso Zaledro von Aquileja. Weil er die Veneter an die Byzantiner verrieth, wurde er nach damaliger byzantinischer Weise (siehe Belisar!) geblendet; mit ihm vier seiner Söhne. Der Mann, der die Neugründung Venedigs bewirkt hat, ist Marco Gratico, ein Seeheld. Noch aber lebt ein fünfter Sohn Orsos Zaledro, Giovanni, der sich bei dem anrückenden Feldherrn Justinians, dem Eunuchen Marses, befindet, und eine Tochter, Basiliola Zaledra. Auf der Szene erscheint nun der geblendete Orso Zaledro mit seinen vier Söhnen; aus diesem grauenvollen Anblick, aus der Mitleid erweckenden Rede des Vaters zieht der Dichter seine erste Wirkung. Dem Zaledro entgegen tritt die Mutter der zwei Gratici, Marco und Sergio, die Diafonesia Gna, aus dem Atrium der unvollendeten Basilika und lähmt die Wirkung des geblendeten Meertribunen auf das Volk durch die Darstellung seiner verrätherischen und erpresserischen Handlungen. Aus der Basilika ertönen fromme Weisen der Katakumenen. Diese Kontroverse unterbricht die Ankunft der Basiliola Zaledra. Sie kommt zu Schiff von Byzanz und ist mit aller Pracht der orientalischen Hauptstadt geschmückt; ihre Dienerinnen schleppen große Koffer, gefüllt mit reichsten Kleidern und Schmuckstücken der griechischen Metropole, aus dem Schiff. Sie ist die Vertreterin der Ueppigkeit und Wollüste des justinianischen Hofes, gleich Theodora und Kleopatra eine Verführerin ersten Ranges; vielleicht schwebte dem Dichter auch Rundry vor. Als sie die Geblendeten sieht, entladet ihr Schmerz sich in eine Art von Delirium; ihr großer Ausbruch, ihr Schluchzen erzeugt tragische Rührung; und die ist nöthig, damit der Zuschauer bei dem Werk der Zerstörung sich nicht abwendet, das diese große byzantinische Meretriz, wie sie geschimpft wird, plant und ausführt. Da wird Marco Gratico gemeldet; er kehrt im Triumph heim: denn er hat den Feinden die Leichen der venetischen Märtyrer wieder abgejagt, die nun in Sarkophagen angetragen werden. Das Volk juchzt ihm in überschwänglicher Begeisterung zu. Dem Sieger öffnet sich das Thor der Basilika und auf der Schwelle hält der Presbyter Sergio Gratico den eben gestorbenen Bischof, der ihm kurz vorher sein Amt übertragen haben soll, im Arm. Obwohl Das unmöglich ist, weil der Presbyter Sergio ein Senzpollice ist (den Daumen verloren hat), also beim Abendmahl das Brod nicht richtig brechen kann, wird diese Wahl von dem für den Bruder begeisterten Volk anerkannt, Marco aber zum Meertribunen ernannt. Die Zaledra will nach byzantinischer Weise den Sieger durch einen Tanz ehren. Trotz derurchtbaren seelischen Ueberwindung, mit der sie sich dazu zwingt (in der Absicht, Marco zu verführen und zu verderben), bricht sie vor Schmerz stöhnend zusammen, während Jubelhymnen aus der Basilika erschallen. Das Volk schreit: *Arma la prora e salpa verso il mondo!* Waffne das Schiff und fahre in die Welt hinaus! Ein Wahrspruch

des einst die Weltmeere beherrschenden Venedig. Die Wirkung des Vorspiels auf das römische Publikum, das sich aus der Intelligenz und der Aristokratie Italiens zusammensetzte, war groß. Wie weit sie auf patriotischen Gefühlen beruhte, muß die Zeit erweisen. Es ist aber unbillig, dem Dichter nur tendenziöse Motive unterzuschreiben. In diesem Vorspiel ist echt dramatischer Gehalt.

Bei Beginn des ersten Episodio (D'Annunzio hat diese Bezeichnung wohl gewählt, weil seine Handlung in Bildern und Sprüngen vor sich geht) stehen wir vor der vollendeten Thatsache, daß Basilola die Beherrscherin des allmächtigen Meertribunen, des *despoto*, ist, also die Beherrscherin der Inseln: die byzantinischen Künste haben über die Einfalt ihrer Bewohner gesiegt. Das Werk der Rache der Faledra beginnt. Ein schwüler, regnerischer Sommerabend. Im Hintergrund der Szene, von Felsstüden und Pallisaden eingetaucht, die Fossa Zuia, ein schauerlicher, tiefer Graben, in dem die Gefangenen allmählich verderben sollen. Gauto, der Steinweg der Basilika, hat sich in die Byzantinerin vernarrt und blüht nun dafür hier in der Fossa Zuia. Als er die „Grocustra“ fürchterlich beschimpft, tötet sie ihn mit einem Pfeilschuß der Armbrust, die sie einem Gefangenenwächter abgenommen hat. Andere Gefangene, die um Brot oder Tod schreien, werden nach einander mit Pfeilschüssen von ihr getötet. Die Szene schien in der Ausführlichkeit der Buchausgabe wohl auf der Bühne nicht möglich und wurde deshalb auf den Proben zusammengestrichen. Die Häufungen unmenschlicher Grausamkeit hätten die Heldin zu früh um jede Sympathie gebracht. Der Mönch Traba, ein ägyptischer Asket, der der Faledra ihre Schandthaten, ihr byzantinisches Lastervorleben in stärksten Farben vorhält, vergleicht sie mit Jezabel und beschuldigt sie endlich sogar, während der Tribun auf der Szene erscheint, tempelschänderischer Verbindung mit dem Bischof Sergio, dem eigenen Bruder Marcos. Als sie hierdurch sich gefährdet sieht (denn der Tribun ringt bereits damit, sich von der Verderberin loszureißen), läßt sie alle Buhler- und Zaubererkünste von Byzanz spielen. Die langen, feuerrothen Haare bedecken ihren herrlichen Leib, den sie zu enthüllen beginnt, nur dürftig; sie läßt Gürtel und Tunika fallen, läßt ihre betäubenden Zauberdüfte auf ihn einwirken und schwächt so seine Widerstandskraft. Ermattet fragt er: Welcher Dämon bist Du eigentlich? „Diona bin ich, eine heidnische Göttin!“ Sie verheißt ihm die Eroberung von Byzanz, wo Justinian, einst nur ein Bauer, alt und schwach sei, Theodora aber, die Sklavin und Cirkuslöwenbändigerin, tot. Sie weckt den Ehrgeiz des Seehelden. Sein Jorn, in dem er sie umbringen wollte, verräucht; er hängt ihr die eigene Purpurchlamis um, als sie sich verführerisch an ihn schmiegt, und flüstert: „Mich friert, ich bin zu nackt!“ Während er auf ihre Bitte gehorsam ihr Tunika und Gürtel aufnimmt, erhebt sie sich, in seinen Herrschermantel gewickelt, triumphirend und lächelt diabolisch über das gelungene Werk der Verführung und

der Rache. Schluß des Episodios. Während dieser Scene sind wir nun in der eigentlichen Sphäre D'Annunzios. Wer seine *Romane Il piacere, Il trionfo della morte, Il fuoco* gelesen hat, weiß, daß er in der Schilderung der Verführungskünfte des Weibes Meister ist, in der Darstellung des Uebermaßes von Wollust, das mit Haß im Herzen des Mannes enden muß.

Das zweite Episodio spielt in sternenheller Sommernacht. Ein Banket vor der vollendeten Basilika. Der Abendmahlstisch, an dem Bischof Sergio thronet, durch ein weltlich heidnisches Fest entweiht. Der Altar der Victoria in der Mitte aufgestellt. Diona, bejungen. Heidnische Hymnen trunkenen Massen in Gegensatz gebracht zu heiligen Gesängen im Inneren der Kirche. Eine griechische und eine lateinische Partei. Die Scene ist ganz in Musik gesetzt. Basilola, in blut- und tempelschänderischem Verhältniß mit Bischof Sergio, führt in ihrem Werk der Rache fort und hegt die Parteien gegen einander. Im Taumel des Festes beginnt sie selbst zu tanzen und mit ihr die sieben Dienerinnen, ihre „lupe“. Das Banket erinnert in der That an ein Lupanar und eben so mahnt der sogenannte Tanz der sieben Kandelaber an den Tanz der sieben Schleier. Siehe Salome! Die katholisch gebliebene Partei flucht den heidnischen Anwandlungen des Bischofs. Basilola, in die rothe Schlamis des Despoto gehüllt, wirft diese zu Boden und tanzt auf ihr. Schließlich schwingt sie in wahnsinnigem Uebermuth das doppelschneidige Schwert am Altar der Victoria. Da tritt Marco Gratico mit seinen Bogenschützen hinzu. Höchster Zorn gegen seinen Bruder, den Tempelschänder, und die *Meretrice* erfüllt ihn; er wirft den heiligen Kelch, der ihm gereicht wird, zu Boden. Die Galebra reizt ihren Buhlen zum Zweikampf mit dem Despoto. Ein Gottesgericht soll entscheiden. Der körperkräftige, kriegerische Bischof entledigt sich der heiligen Gewänder, trotz dem fanatischen Geschrei der frommen Partei, und fordert d. n. innerlich tief widerstrebenden Bruder zum Zweikampf. Die Furie der Zwietracht und der Rache freut sich ihres gelungenen Werkes und hofft, daß Beide fallen. Im Kampfe fällt der Bischof. Der Tribun will sie vom Altar wegreißen und richten: da ertönt das Alarmignal. Der Steuermann erscheint und meldet das Erscheinen Giovanni's Galebro, des Bruders der Basilola, mit Schaaren von Byzantinern des Kaiser's am Eingang des äußeren Hafens. Das Volk will die Galebra töten, aber Marco verbietet es ihm und läßt sie an den Altar binden. Der Tribun eilt dem Feind entgegen.

Bei Beginn des dritten Episodios steht das große Schiff „Totus mundus“ gerüstet und fertig zur Abfahrt im Hintergrund. Heilige Gesänge erklingen aus der Basilika. Am Altar vorn liegt die Galebra wie eine gefesselte Wöwin. Der Henker steht neben ihr. Aus der Verbannung, in die sie ihr Sohn geschickt hatte, ist die Mutter der Gratici, die Diaconessa Ema, zurückgekehrt. Von den furchtbaren Ereignissen gehärtet, nicht erschüttert, sondern verklärt,

weißsagt sie, einer Sisyllie gleichend, die künftige Größe der Lagunenstadt, ihre Gründung auf ganzen Cedernwäldern, ihre marmornen Paläste und Kirchen, ihre goldenen Dächer, ihre „saphirblauen“ Pforten, ihre Seeherrschaft im ganzen lateinischen Meer und weit darüber hinaus. Daß diese (historisch verbürgte) Prophezeiung nicht nur vom Volk auf der Bühne mit Hosannah aufgenommen wurde, sondern auch vom Parterre und von den Galerien, ist um so selbstverständlicher, als D'Annunzio, ein Meister der Rede, einen kraftvollen Ausdruck für sie fand. Der Zuruf: *All' Oriente! All' Oriente!* begeistert die modernen Italiener nicht minder als die alten Veneter. Prophezeiungen von historischen Thatfachen, wenn sie nicht, wie bei Shakespeare, im Prolog oder Epilog vorkommen, sind aber, trotz Aischylos, immer sehr bedenklich, weil sie unorganisch wirken, die Handlung zerreißn und die Stimmung zerstören. Hätte übrigens D'Annunzio den ihm untergeschobenen rein tendenziösen Zweck gehabt, so würde er diese Prophezeiung an das Ende seines Stückes gelegt haben. Da aber die eigentliche dramatische Handlung danach ihren Fortgang nimmt, so ist man kaum berechtigt, ihm chauvinistische Absichten unterzuschieben. Marco Gratico erscheint als Sieger über den byzantinischen Feind und wird bejubelt. Aber seine Stimmung ist ernst; der Brudermord lastet schwer auf ihm, die That, für die er sich Buße auferlegen muß. Die Buße besteht darin, daß er selbst sich für immer aus seinem Vaterlande verbannt, um mit dem großen Schiff für Venedigs Heil in der Ferne zu wirken. Er werde nicht wiederkehren. Lucio Polo, ein alter Pilot, bittet, ihn begleiten zu dürfen. Aber ehe ihr Schicksal scheidet, verlangt die Diakoneffa die Opferung der Faledra. Die langen rothen Haare soll:n ihr abgeschnitten, sie soll geblendet werden. Wie rasend wehrt sich die Faledra dagegen und bittet um den Tod. Noch einmal wendet sie ihre ganze Verführungskunst an Marco. Zum größten Unwillen der Mutter löst er die Gebundene vom Altar. Schon glaubt Basiliola, ihn wieder gewonnen zu haben, verheißt ihm nochmals die Herrschaft über das byzantinische Kaiserreich und fleht, daß er sie mit auf sein Schiff nehmen möge. Wenn der Adler von Aquileja auf dem Schiffsvordertheil prange, sei ihm der Sieg gewiß. Aber er entrafft sich ihren Künsten. Der Adler von Aquileja bringt ihn auf eine Idee von wahrhaft byzantinischer Grusamkeit. Ja, sie soll mit, aber angezählt an den Vordertheil des Schiffes, dem die symbolische Figur noch fehlt. Naß jedoch weiß sie sich diesem furchtbaren Ende zu entziehen. „Ich bin nur des Todes, den ich mir selbst schenken will!“ Sie stürzt sich auf den Altar der Victoria, auf dem ein mächtiges Feuer brennt, „gleichsam voll Bier, die Flammen zu trinken!“ Ihre Feuerhaare flammen auf. Rings um sie läßt Marco die langen Schilde erheben. Diona ist vom Feuer verzehrt. Marco Gratico besteigt sein Schiff, das in die Welt hinausfährt.

Ein römisches Witzkatt, „Il Pupazetto“, stellte D'Annunzio in einem

Bilde dar, wie er mit pflichtschuldiger Reuerenz Gott-Vater im Himmel, von Engeln umgeben, sein Schiff präsentirt; im zweiten Bild steht D'Annunzio in der Glorie des Himmels und Gottvater macht ihm unten eine Reuerenz. Wie weit D'Annunzios persönliches Auftreten zu so irreuerenten Zeichnungen Anlaß giebt, mag hier unerörtert bleiben. Jedenfalls ist Mangel an Bescheidenheit nicht der Fehler dieses Abruzzensohnes; eher hat er sich das goethische Rezept zu eigen gemacht. Aber seine Feinde, die seiner Tragödie jeden Werth absprechen, die sie für eine gewöhnliche „Feerie“ erklären, ihren Erfolg als Wert der Reklame hinstellen, haben entschieden Unrecht. Ihre Argumentation ist sogar absurd. Wie kann man einer Tragödie, die den idealen griechischen Vorbildern folgt, den Mangel an Verismus vorwerfen, von ihr platten Naturalismus fordern! Ein Beweis, daß die italienische Kritik noch immer die verschollenen Armeleutestücke für die neue Offenbarung der dramatischen Kunst hält und wie gering im Vaterlande Dantes heute die Phantasie geschätzt wird. Gorkijs Reise in Italien, die den Reportern der großen Zeitungen Anlaß zu spaltenlangen Interviews gab, war ein recht charakteristisches Merkmal dafür, trotzdem diese russische Sonne daraus nur als ein recht unbedeutendes Lichtchen hervorschimmerte. D'Annunzio ist in „La Nave“ wie in „La Figlia di Jorio“, die übrigens höher steht, eben so weit vom Naturalismus entfernt wie Schiller in der Braut von Messina, der vor hundert Jahren der selbe abgeschmackte Vorwurf gemacht wurde. Wenn freilich D'Annunzio unserem Schiller an Tiefe und Höhe der Gedanken weit nachsteht, so hat er doch ein Recht darauf, als ein Dichter gewürdigt zu werden, dessen poetische und sprachliche Formen von den Unterrichteten seiner Nation als klassisch bezeichnet werden. Das Vermaß von La Nave ist übrigens „versi sciolti“, die „vers blancs“ der Franzosen, ein Vermaß, das auf Ariosts Komödien zurückgeht. Der individuelle kleinliche Jammer von Weibern, Fuhrleuten, Maurern oder gar das Geheul von russischen Verbrechern findet allerdings keine Stätte in seinem Bühnenvolk, das immer in kompakter Masse austritt und symbolisch den Charakter der Masse widerspiegelt. Eher dürfte die Tragödie an einzelnen Stellen Neigung zu Senecas Schwulst zeigen, hervorgerufen durch die Begeisterung für die Schönheit und einstige politische Größe Venedigs, der D'Annunzio schon im „Fuoco“ so glühenden Ausdruck gab. Ihn aber deshalb der Anfeuerung zum Irredentismus zu bezichtigen, wie es in österreichischen Blättern geschehen ist, scheint mir falsch. Uebrigens werden sich die Panzerflotten, die im Mittelländischen Meer kreuzen, wohl schwerlich vor D'Annunzios hölzernem Theaterschiff fürchten. Eben so falsch ist, daß italienische Kritiker eine eingehende psychologische Entwicklung, namentlich des Verhältnisses von Marco zu Basilola, vermissen. Endlose Analysen der Charaktere mögen im modernen, an Handlung atmen Milieustück am Platze sein; in einer gratifizirenden Verstragödie ist solche Individualisierung ausgeschlossen.

Unsere Klassiker hätten über eine solche Forderung gelacht. Nicht minder thöricht ist die Forderung streng historischer Wahrheit, die aufgestellt wurde: die eigentliche Gründung Venedigs sei schon hundert Jahre vorher, zu Attilas Zeiten geschehen. Es wäre schlecht um die hohe Tragoedie bestellt, wenn durch solche Bedenken die Phantasie und poetische Kraft des Dichters gefesselt würde. Endlich giebt es sogar Kritiker, welche die eigentliche Tragoedie, die der *Vasiliola*, am Liebsten gestrichen hätten und nur die deklamatorische *Nave*-Tendenz gelten lassen und rühmen. Für uns sind Das abgetragene *Jadets*, die in Italien aber noch für neue zu gelten scheinen.

Eine wichtigere Frage ist freilich, ob D'Annunzios Helden der *Nave* sich die nothwendige Sympathie erringen und bewahren. In diesem Punkt bleibt die neue Tragoedie unbedingt hinter dem abbruzzesischen Drama „*La Figlia di Jorio*“ zurück. Das Schwanken des Helden Marco, seine wie Thorheit erscheinende Schwäche werden bedenklich für die Theilnahme des Zuschauers. Manche Szenen, wie die des Quells der Brüder, wirken mehr theatralisch als dramatisch. Der aufgebotene reiche Bühnenapparat müßte in seiner Fülle das Herz des Theaterdirektors aus dem Faustvoerspiel erfreuen. „Drum schonet mir an diesem Tag Prospekte nicht und nicht Maschinen!“ In Rom ist das Stück sehr gut gespielt worden. Aus der bewegten Masse trat jede einzelne Stimme plastisch hervor. Und die Paoli brachte die listige Nachsucht, die kapenhafte Trugkunst der byzantinischen Hetäre zu vollendetem Ausdruck.

Ob *La Nave* auf deutsche Bühnen mit Erfolg übertragen werden könnte? Ich zweifle. Voraussetzung bleibt jedenfalls die Begeisterung für Venedig. Mit einiger Sicherheit dagegen wäre auf den Erfolg von D'Annunzios Bauerntragoedie „*La figlia di Jorio*“ zu rechnen, deren Uebersetzung aber vielleicht noch dringender einen adäquaten Dichter fordert als *La Nave*.

Rom.

Generalintendant a. D. Dr. Julius von Werther.



Mein Buddhadrama.

„Das Buch des Vollendeten“, ein Legendendrama. Literarische Anstalt Mitten & Voening, Frankfurt am Main.

Zwei Männer haben die religiöse Welt unter sich getheilt: Christus und Buddha. Der Erste ist für die abendländischen Dramatiker Tabu; der Zweite ist „frei“ („vogelfrei“, werden vielleicht Einige bedauernd meinen); und so hat sich denn auch das Theater schon seiner bemächtigt. Zwar: Wagners „*Die Sieger*“ blieb eine Skizze; aber das unheilige Kampfenicht sowohl der Oper wie der Schauspielbühne mußte doch den Salzerjohn schon beleuchten. Freilich steht seiner Tugend, der

äußerlichen „Freiheit, behandelt zu werden“, eine innere Nothwendigkeit, die eine gewisse Unhandlichkeit bedingt, ja, fast einem *Noli me tangere* gleichkommt, als ein schlimmer Nachtheil gegenüber. Ein „Vollendeter“, ein absolut Unveränderlicher, der regungslos wie ein Fels in den Fluthen da steht: was kann der Dramatiker aus ihm machen? Mit Christus ist es eine ganz andere Sache; er durfte stehen: „Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir!“ Hätte Buddha Aehnliches gethan, so wäre er kein Buddha gewesen. Christus ist nicht weise, sondern göttlich, sagt Wagner. Buddha ist nicht göttlich; er ist übermenschlich; und in dieser Uebermenschlichkeit ist alles Flüssige kristallisiert. Flüssig ist seine Erscheinung noch als Prinz, wenn er, tief ergriffen durch das Leiden des Lebens und das Vergängliche des Daseins, sich von Hof und Heim losreißt, um über sich und die Welt klar zu werden und durch heißes einsames Ringen sich die Erlösungsgewißheit zu gewinnen. So scheint eine dramatische Behandlung nur bis zu seinem Buddhawerden führen zu können. Der Buddha selbst aber kann nie der Träger einer Handlung werden. Auch Wagner wollte ihn nicht eigentlich dazu machen, obwohl es ihm noch am Ehesten hätte gelingen können. Denn ein Dramatiker, der über das Zauber mittel der Musik verfügt, verhält sich zu jedem anderen, und wäre es Schakspeare selbst, etwa, wie ein Alchemist sich zu einem ehrsamem Chemiker verhalten würde.

Es mag etwa vierzehn Jahre her sein, daß ich in Rodhills *The life of the Buddha devised from Thibetan Works* die folgende Stelle las: „Gopa, Reigadja und die anderen sechzigtausend Weiber betraten den Pfad (bethehrten sich zur Lehre des Buddha); Yaçodhara aber, die durch die Liebe zu ihrem verlorenen Gemahl geblendet war, wollte die Wahrheit nicht sehen, sondern fuhr fort, zu hoffen, daß sie im Stande sein würde, ihn in ihre Arme zurück zu bringen. Eine Weile später bekehrte er sie aber und auch sie betrat den Pfad.“ In diesem Zuge, den ich nirgends sonst gefunden habe, sah ich nun sofort die Möglichkeit des Buddhadramas, das mich schon lange gelockt hatte. Wenn Buddha nicht selbst der Träger der Handlung sein kann: wer wäre dann mehr dazu berufen als sein Weib, das er um seiner Weltmission willen verlassen mußte? Eine verlassene Ehefrau, die den edelsten Mann verlieren muß, ohne das Schicksal zu verstehen, ohne seine Größe zu begreifen, wäre freilich nur rührend, nicht aber dramatisch; wenn nun aber Yaçodhara schon vom Anfang an seine Buddhagröße ahnt und nun, durch ihr eigenes Leiden nach dem Gattenverlust immer heftiger werdend, diese immer klarer begreift und gerade sie liebt, dann wird in ihr die herbe tragische Dialektik lebendig, wie es in der guten alten Methil hegelischer Observanz hieß. Niemand (auch der feinste Dialektiker der Welt, mein Landsmann Sören Vierkegaard, nicht) hat jemals gewußt, was „das Dialektische“ eigentlich sei; um so weniger wollen wir auf ein so gelehrtes und geheimnißvolles Wort verzichten. Dialektisch ist Yaçodhara ohne Zweifel in der widerspruchsvollen Eigenschaft als das „Weib des Vollendeten“, dessen, der seinem Wesen nach unbewußt ist, und zwar ist sie es um so tiefer, je mehr sie „Weib“ und kein Weib ist; dialektisch ist ihr Kampf mit ihm (der eigentlich ein Kampf mit sich selber ist); wenn sie sieht, daß ihr Sieg ihre tiefste Niederlage ist, daß sie beim Erreichen des Zieles ihr Ziel schon zerstört hat, will sie doch nicht etwa den Gemahl ihrer Jugend wieder zurückgewinnen; nein: sie will den Buddha umarmen, der in ihren Armen eben kein Buddha mehr ist. Gerade darin aber, daß ihr Wollen sich nicht mehr auf den Prinzen Seddhinta,

sondern auf dem Buddha in seiner vollen Welterlöser-Größe bezieht, zeigt sich nun auch (und Das ist wohl der stärkste dialektische Umschlag dieses Begriffes), daß sie in einem ganz anderen Sinn „das Weib des Vollendeten“ ist, nämlich das ihm entsprechende Weib. Und wenn durch die gewaltige seelische Erschütterung, die ihr Kampf gegen ihn auslöst, schließlich ihrer Liebe das egoistisch-erotische Element genommen wird, wenn sie, nicht durch Belehrung, sondern durch Erleben, den Kern einer „edlen Wahrheit“ innig erfaßt hat; dann steht sie in der That an seiner Seite, als das freigewordene, vollendete Weib.

Dies war also das Motiv, das ich durchzuführen hatte; in einer frei erfundenen Handlung, die sich nur nicht darum kümmern durfte, ob sie, nach ihren eigenen Gesetzen fortschreitend, sich in Gegensatz zu anderen Ueberlieferungen setzte; so wissen die Legenden nichts von Divadattas Liebe zu Yaçodbhara, nichts vom gewaltigen Tode des Vaters oder von der fanatischen Gegnerschaft der Priester, auch nichts von Yaçodbharas Thronbesteigung. Ob es mir gelungen ist, das Motiv dichterisch auszuführen und dramatisch zu gestalten: darüber mögen die Leser des Buches urtheilen, darüber mögen vor Allem die Zuschauer urtheilen, falls sich ein Theater findet, das ein solches Drama aufführen will.

Dresden.

Karl Gjellerup.



Ein Brief.

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

Im zwanzigsten Heft der „Zukunft“ habe ich die wohlthätigen Wirkungen hervorgehoben, die zu erwarten seien, wenn, wie in England und Dänemark, Studenten sich der Arbeiterjugend annehmen. Da überrascht mich nun Herr Candidatus ing. Walther Reinhardt in Charlottenburg mit der erfreulichen Kunde, Das geschehe auch in Deutschland fast überall, wo es Hochschulen giebt, in Charlottenburg, Berlin, München, Heidelberg, Hannover, Darmstadt, Braunschweig, Marburg, Göttingen. Aus den mir übersandten Berichten über die „Freien Fortbildungskurse für Arbeiter, veranstaltet von der Sozialwissenschaftlichen Abtheilung der Wissenschaft der königlichen Technischen Hochschule zu Berlin“ ist zu ersehen, daß in Charlottenburg im Jahr 1907 von neunzehn Herren, meist Studenten, 500 Hörer verschiedener zwischen sechzehn und fünfzig Jahren liegenden Altersstufen in Deutsch, Rechnen, Algebra, Geometrie, Zeichnen, Physik, Geographie und Schreiben unterrichtet, daß Museumsführungen (im Winter auch Besuche gemerblicher Anlagen) Unterhaltungsabende und Ausflüge veranstaltet worden sind. Charlottenburg ist vor acht Jahren vorangegangen, Berlin vor vier Jahren nachgefolgt; in Berlin können 2000 Fernbegierige unterrichtet werden. Charakteristisch scheint mir, daß Charlottenburg vorangegangen ist. Darin offenbart sich der wohlthätige Einfluß der technischen Bildung auf das Studentenleben. Dank ihr wird sich der Sinn der Studirenden mehr und mehr von dem nichtigen Treiben, wie es an unseren Hochschulen sich „von den Vätern ererbt“ hatte, ab- und nützlichem Schaffen zuwenden. Ein höchst erfreulicher Fortschritt. Vielleicht schon nach zwanzig Jahren wird der Kladderadatsch den dann nicht mehr verständlichen Herrn Studiosus Biermörder pensioniren müssen.



Schöpfungsgagen.*)

Sehr wenig entwickelt ist die Vorstellung der klassischen Zeit vom Ursprung der Welt. Hesiod erzählt in seiner Theogonie und in „Werke und Tage“ den griechischen Schöpfungsmythos. Alles begann mit dem Chaos; darauf kam die Erdgöttin Gaia, die die Mutter aller Dinge ward, als deren Vater meist ihr eigener Sohn Uranos, der Himmelsgott, genannt wird. Himmel und Erde werden von den Naturvölkern oft als Vorfahren der Götter angesehen . . . Gaia, die Erde, gebaar „das siedende, wüste Meer“ Pontos. Mit Uranos zeugte sie sechs männliche und sechs weibliche Kinder, die sogenannten Titanen, nämlich „den wirbeltiefen“ Okeanos, Koios¹⁾ und Kreios²⁾, Japetus³⁾, Hyperion⁴⁾, Theia⁵⁾ Rheia⁶⁾, Mnemosyne⁷⁾, Themis⁸⁾, Thetis, Phoebe und Kronos⁹⁾, außerdem Cyclopen¹⁰⁾ und Andere. Es hat wenig Interesse, den verifizirten Katalog wiederzugeben, dessen Namen vermuthlich zum Theil von Hesiod erfunden worden sind. Diese einfache Art von Poesie, Namensfindung, wurde auch mit regem Eifer von den Skalden der Nordländer geübt. Nur die wenigen folgenden Zeilen von der Entstehung der Steine und der Winde mögen hier Platz finden.

Theia gebaar voll Glanzes den Helios und die Selene,
 Cos auch, die allen den Erdbewohnern leuchtet
 Und den Unsterblichen rings im weitemwölbenden Himmel:
 Diese gebaar einst Theia der liebenden Nacht Hyperions.
 Aber dem Kreios gebaar Eurypbia mächtige Söhne,
 Pallas sammt Aëtrios,¹¹⁾ die hoch vorragende Göttin,
 Perseus auch, der vor Allen an kundigem Geiste sich ausnahm.
 Cos gebaar dem Aëtrios die Winde unbändigen Mutheß,
 Zephyros¹²⁾, Blassumtschauer, und Boreas¹³⁾, stürmisch im Anlauf.
 Kotos¹⁴⁾ da in Liebe zum Gott sich die Göttin gelagert.
 Auch den Phosphoros¹⁵⁾ jezo gebaar die heilige Fröhe,
 Sammt den leuchtenden Sternen, womit sich kränzet der Himmel.

*) Fragmente aus dem Werk „Kosmogonie im Wandel der Zeiten“, das der schwedische Physiker Svante Arrhenius in der Akademischen Verlagsgesellschaft in Leipzig erscheinen läßt. Einem starken, im milden Klima eines kultivirten Geistes gereiften Werk, das von den Sagen der Naturvölker und von der Gedankenwelt antiker Weisen, von Anaxagoras und Laplace, von der Mechanik des Sonnensystems und vom kosmogonischen Unendlichkeitbegriff erzählt und vom ältesten Mythos zur modernsten Physik die Brücke zeigt.

¹⁾ Koios, wahrscheinlich ein Lichtgott, wird nur von Hesiod genannt. ²⁾ Kreios, ein Halbgott, mit Eurypbia, einer Tochter des Pontos, vermählt. ³⁾ Japetus, Vater des Prometheus, welcher das Feuer den Göttern stahl und den Menschen gab. ⁴⁾ Der Name bedeutet „der hoch Wandernde“. ⁵⁾ Die Prachtvolle. ⁶⁾ „Die Großmutter“: sie war nämlich die Mutter des Zeus. ⁷⁾ Göttin der Erinnerung, Mutter der Gesangsgöttinnen. ⁸⁾ Göttin der Ordnung und guten Sitten. ⁹⁾ Obergott, der von seinem Sohn Zeus gestürzt wurde. ¹⁰⁾ Einhugige Riesen, die von Apollo getödtet wurden. ¹¹⁾ Himmelsgott, Vater der Winde. ¹²⁾ Westen. ¹³⁾ Norden. ¹⁴⁾ Süden. ¹⁵⁾ Der Morgenstern; der Planet Venus.

In „Werke und Tage“ schildert Hesiod, wie die Menschen von den Göttern erschaffen wurden. Anfangs waren die Menschen gut, vollkommen und glücklich und lebten ohne Mühe von Dem, was die Erde ihnen im Ueberfluß bot. Danach geriethen sie immer mehr in Verfall.

Die griechische Kosmogonie wurde von den Römern übernommen, die sie jedoch nicht nennenswerth weiterentwickelten. Im Anfang war, so sagt Ovid in den „Metamorphosen“, ein ungeordnetes, gleichförmiges Chaos, „radix indigestaque moles“, eine formlose Mischung von Erde, Wasser und Luft. Die Natur trennte die Elemente, die Erde vom Himmel (der Luft) und vom Wasser, die feine Luft (den Aether) wieder von der gröberen (der gewöhnlichen Luft). Das Feuer, „das kein Gewicht hat“, stieg auf bis zu den höchsten Himmelszonen. Die schwere Erde setzte sich bald ab und wurde mit Wasser umgeben. Darauf formte die Natur den Boden der Seen und Flüsse, Berge, Felder und Thäler auf Erden. Die Sterne, die früher von der Chaos-Nacht verbunkelt wurden, fingen zu leuchten an und wurden zu Wohnungen der Götter. Es wurden Pflanzen, Thiere und zuletzt Menschen erschaffen, die da in dem ibralen Zustand des Goldenen Zeitalters lebten. Ein ewiger Frühling herrschte und entlockte der Erde reiche Ernten ohne Anbau. („Fraget tellus inarata ferebat“). Die Flüsse führten Nektar und Milch und von Eichen troff Honig herab. Als Jupiter (Zeus) den Saturnus (Kronos) stürzte und ihn in den Tartarus einschloß, begann ein minder glückliches Zeitalter, das Silberne, wo schon Winter, Sommer und Herbst, abwechselnd mit dem Frühling, auftraten. Man war genöthigt, gegen die Unbilden des Wetters Wohnungen zu erbauen. Alles verschlechterte sich. Aber noch schlimmer wurde es im Kupfernen Zeitalter. Und schließlich kam das schreckliche Eisene, wo Beseidenheit, Treue und Wahrheit von der Erde flohen und dem Betrug, der Gewalt, Verrätherci und einem unaufhaltbaren Goldbuxst und den größten Verbrechen Platz machten.

Ovids Kosmogonie unterscheidet sich wenig von der des Hesiod. Die ursprüngliche Naivetät ist zum großen Theil verloren gegangen und durch eine mehr nüchterne Systematik ersetzt worden, die mit dem Gedankengang der praktischen Römer übereinstimmt. Davon zeugen die „Metamorphosen“.

... Troß der hohen Kultur in Rom zur Zeit vor Christi Geburt schrieb Ovid damals über den Ursprung der Welt fast in der selben Weise wie Hesiod siebenhundert Jahre früher. Man möchte beinahe glauben, daß das Studium der Natur in dieser langen Zeit keinen Fortschritt gemacht habe. Und doch war während dieser Zeit in vielen Forschern und Denkern eine Auffassung des Weltenrückfalls herangereift, die selbst die höchste Bewunderung unserer Tage erweckt. Aber die Frucht dieser Arbeit scheint nur einzelnen eingeweihten Geistern vorbehalten gewesen zu sein. Wenn Jemand zu der großen Masse sprach, hielt er sich im Interesse des Staates für verpflichtet, nur die Ideen zu verkünden, die Jahrhunderte zurückreichten und dadurch geheiligt worden waren, daß man sie der offiziellen Religion einverleibt hatte. Vielleicht hielten auch die Reisen (eine Ausnahme macht Lukrez) die Ergebnisse der Naturforschung für poetisch zu geringwerthig. Daß die Resultate der Wissenschaft nicht in den Gedankengang der Menge eindringen durften, hat wohl mehr als irgendetwas Anderes dazu beigetragen, daß die antike Kultur von den anstürmenden Barbaren so rasch zerstört werden konnte. Wahrscheinlich waren auch unter den ägyptischen Priestern Denker, die längst den primitiven Standpunkt

der Schöpfungsjage überwunden hatten: Aber sie behielten dieses Wissen streng für ihre eigene Kaste, die dadurch eine große Macht über das sklavische Volk gewann.

Da geschah es ungefähr um das Jahr 1400 vor unserer Zeitrechnung, daß ein aufklärter Monarch, Amenhotep IV., eine Reformation einführen und die alte ägyptische Religion ändern wollte, auf daß sie den Fortschritten der Kultur mehr als bisher entspreche. Er ging sehr radikal vor. Er erklärte, daß das ungezählte Heer der alten Götter abgeschafft sei; daß er nur einen Gott, Aten, die Sonne, anerkenne. Er riß die alten Göttertempel nieder und zog von der alten Hauptstadt Theben, die voll verhaßter Götzenbilder war, fort. Aber er hatte natürlich die herrschsüchtige Priesterschaft gegen sich; und die blinde Menge folgte eben so natürlich diesen alten geistigen Führern. So kam es, daß die Wirkung, die dieser gewaltsame Durchbruch der Wahrheit hatte, nach des weisen Königs Tod spurlos verwischt wurde und daß sein Nachfolger und Ehidam, III, von sich selbst sagen konnte: „Ich muß die Knie beugen vor Göttern, die ich verachte.“

Das Großartige in Amenhoteps oder Ehut-en-aten's („Glanz der Sonnenscheibe“) Religion war, daß er die Sonne als Höchstes in der Natur verehren ließ. Das entspricht fast unserer eigenen Vorstellung. Die Sonne giebt nämlich jeder Bewegung auf Erden, mit Ausnahme derjenigen der unbedeutenden Gezeiten, die Energie. Nach der laplacischen Hypothese ist ja auch alle Materie auf Erden von der Sonne ausgegangen, ausgenommen die verhältnismäßig geringen Mengen, die in Form von kleinen Meteoriten vom Himmel niedersinken. Man kann also sagen, die Sonne sei „der Ursprung aller Dinge“, ob man nun, wie die Naturvölker, nur an irdische Gegenstände oder an das Sonnensystem denkt. Ich setze hierher die schöne Hymne an den Sonnengott, der mit zwei verschiedenen Namen Re und Atum genannt wird:

Anbetung Dir, o Re, beim Aufgang. Dir, Atum, beim Untergang!

Du gehst auf, Du gehst auf, Du strahlst, Du strahlst

Mit leuchtender Krone, Du König der Götter.

Des Himmels, der Erde Herr bist Du.

Du bist Der, der die Sterne da oben, die Menschen hier unten schuf.

Du bist der einzige Gott, der war schon zu Anfang.

Länder liehest Du werden und Völker hast Du geschaffen.

Du hast die Wasser der Feste, hast den Nil uns erschaffen.

Alle Gewässer hast Du geschenkt und Leben Dem, was darin ist.

Du warst, der der Berge Ketten verband und Menschen und Erde ließ werden.

Nach der laplacischen Hypothese kann man ja die Sonne als die Schöpferin der nach ägyptischen Begriffen wichtigsten Sterne, nämlich der Planeten, ansehen. Da man die Planeten für göttliche Wesen hielt, konnte man auch mit Recht von der Sonne sagen, daß sie der einzige Gott von Anfang an war.

An diese Weltanschauung des Amenhotep erinnert uns die etwa ein- bis zweihundert Jahre später entstandene des Zarathustra. Nach ihm bestehen seit unendlichen Zeiten der unendliche Raum, dem Chaos entsprechend, wie auch die Mächte des Lichtes und der Finsterniß. Der Lichtgott Ormuzd formte aus der vorhandenen Materie die Dinge in der folgenden Ordnung, die ich der Schöpfungsordnung der Babylonier und der Juden vergleichen möchte:

Ormuzd (Schuf):	Marduk (Schuf):	Elohim / Gen. 1 / (Schuf):
1. Die Amshaspanden*)	1. Den Himmel	1. Himmel
2. Den Himmel	2. Die Himmelskörper	2. Erde
3. Sonne, Mond und Sterne	3. Die Erde	3. Pflanzen
4. Feuer	4. Pflanzen	4. Himmelskörper
5. Wasser	5. Thiere	5. Thiere
6. Erde und lebende Wesen.	6. Den Menschen.	6. Den Menschen.

Den Anhängern Zarathustras wurde die Sonne, als wichtiges Licht, auch der Hauptgegenstand der Verehrung, wie bei den Babyloniern Marduk, der Sonnengott. Viele andere Völker sind auch instinktiv von der Vielgötterei zur Sonnenanbetung übergegangen; unter anderen Völkern auch die Japaner.

Im Lauf der Zeiten veränderte sich allmählich in Persien die Lehre des Zarathustra; und so entstanden viele Sekten. Unter ihnen lehrten die Zervaniten, die nach und nach die Majorität unter den Anhängern Zarathustras gewannen, daß das weltbeherrschende Prinzip die unendliche Zeit sei, „zervano akeroso“, dem sowohl das Prinzip des Guten (Ormuzd) wie des Bösen (Ahriman) entsprangen.

Durch Verschmelzung mit mohammedanischen und gnostischen Elementen entstand aus der Lehre Zarathustras eine andere Art, der Zismaelismus, mit philosophisch-mystischem Anstrich. Hinter der Welt steht ein unsagbares, namenloses, dem Unendlichkeitbegriff entsprechendes Wesen. Man vermag nichts darüber auszusagen; man kann es daher auch nicht anbeten. Von diesem Wesen geht durch eine Art Naturnothwendigkeit eine ganze Reihe sogenannter Emanationen aus, nämlich: 1. Die Allvernunft, 2. die Allseele, 3. die ungeordnete Urmaterie, 4. der Raum, 5. die Zeit und 6. die geordnete materielle Welt, in der als Höchstes der Mensch steht. Diese Religion scheint der Materie, dem Raum und der Zeit einen höheren Daseinswerth beimessen zu wollen als der geordneten und darum wahrnehmbaren Sinnenwelt. Das entspricht der modernen Auffassung, nach welcher Materie, Raum und Zeit unendlich sind. Eine ähnliche Eigenschaft wird der Allseele zugeschrieben, die man wohl als eine Umschreibung für das Leben ansehen darf.

Nach Zarathustras Lehre wird Ahrimad-ereta alle Toten auferwecken und Alles zu einem glückseligen Zustand wiederherstellen. Nach den Zismaeliten waren die zoroastriischen Lehren von Auferstehung und jüngstem Gericht nur Bilder, die die periodischen Veränderungen im Weltsystem ausdrücken sollten. Es ist möglich, daß diese Ansicht unter dem Einfluß der indischen Philosophie entstanden ist.

Unter den Völkern des Ostens zeichnen sich die Inder durch ihre alte Religion aus, die im Lauf der Zeiten von der Priesterkaste zu einer Ewigkeitslehre ausgebildet worden ist. Sie hat tiefe philosophische Bedeutung und entspricht eigentlich der Ansicht heutiger Naturforschung von der Unzerstörbarkeit der Materie und der Energie, wie auch der Ewigkeitsbegriff einen wesentlichen Bestandteil der modernen Kosmogonien ausmacht. Da eine Entwicklung im Weltall in die Augen fällt, so kann man die Ewigkeit nur verstehen, wenn man annimmt, daß die Entwicklung sich periodisch vollzieht, indem sie sich immer und immer wiederholt. Wie sich die alten indischen Philosophen diesen Prozeß vorstellen, mag eine Erzählung zeigen.

*) Die Amshaspanden sind die sechs höchsten Götter nächst Ormuzd. Sie vertreten je einen wichtigen ethischen Begriff.

Manu (in den Veda-Gefängen war Manu eine Art Noah, Stammvater der Menschen) saß in Gedanken versunken. Da näherten sich ihm die Mahatmian, grüßten ihn verehrungsvoll und sprachen also zu ihm: „Herr, geruhe, uns sorgfältig und in der rechten Reihenfolge die Gesetze zu erklären, welche für den Ursprung der Dinge und auch für jene gelten, die durch Mischung daraus entstanden sind. Du allein, Weiser, kennst den Ursprung, die Bedeutung und die Folgen dieser allgemeinen Gesetze, die grundlegend und unbegreiflich sind und deren Umfang vom gemeinen Menschenverstand nicht erfaßt werden kann, denn sie sind Veda.“ Darauf gab der Allgewaltige folgende weise Antwort: „Höre! Diese Welt war in Dunkel versunken, unsaßbar, ohne trennende Kennzeichen. Sie konnte nicht vom Verstand begriffen, nicht offenbart werden und schien vollkommen dem Schlaf anheimgegeben. Als die Lösung (das Weltall wird als eine durchaus gleichförmige Lösung vorgestellt) ihrem Ende nah war, machte der Herr (Brahma), der sein eigener Erzeuger und unserer Sinnen unsaßlich ist, die Welt mit Hilfe der fünf Elemente und anderer Urstoffe wahrnehmbar; er erleuchtete sie mit dem reinsten Licht, zerstreute das Dunkel und schuf die Entwicklung der Natur. In seinen Gedanken beschloß er, die verschiedenen erschaffenen Gegenstände aus sich selbst hervorgehen zu lassen: und so schuf er zuerst das Wasser, in welches er einen Samen niederlegte. Dieser Same entwickelte sich zu einem goldglänzenden Ei, leuchtend wie der tausendstrahlige Stern, und aus ihm wurde das höchste Wesen geboren in Gestalt des männlichen Brahma, des Ursprunges aller Dinge. Nachdem er in diesem Ei ein Götterjahr (etwas mehr als drei Billionen menschlicher Jahre) genügt hatte, theilte der Herr bloß durch seinen Gedanken das Ei in zwei Theile und bildete daraus Himmel und Erde: zwischen diese legte er das Lustmeer, die acht Sternenhimmel und den unermeßlichen Raum für das Wasser. Dann wurde die vergängliche Welt geschaffen, die von der ewigen ausgeht.“ Außerdem erschuf er eine Menge Götter und Geister und Zeiten. Das ewige Wesen und zugleich alle lebenden Wesen haben abwechselnd Perioden von Wachen und Ruhen. Ein menschliches Jahr entspricht einem geistigen Tag. Zwölftausend Geisterjahre (jedes 360 irdische umfassend) bilden eine Götterperiode; zweitausend solcher Perioden entsprechen einem Brahmatag. Während der zweiten Hälfte dieses (8640 Millionen Jahre langen) Tages schlummert Brahma und alles Leben: wenn er erwacht, befriedigt er seine Schaffenslust. Die Schöpfung- und Weltzerstörungsakte sind an Zahl unendlich und das Ewige Wesen wiederholt sie gleichsam aus Lust an der Spielerei.

Die Größe dieser indischen Philosophie liegt in der richtigen Konstruktion des Ewigkeitbegriffes, der periodische Wechsel in der Naturentwicklung fordert. Im Uebrigen ist die Anschauung pessimistisch, da die Entwicklung in jeder Periode als beständiger Rückgang, besonders in moralischer Hinsicht, betrachtet wird. Diese pessimistische Auffassung, die wir in den ägyptischen Sagen und in der Vorstellung der Kassiten Antike von einem ursprünglichen Goldenen Zeitalter der Menschheit, auch in der chaldäischen Sage von Paradies und Sündenfall wiederfinden, steht im schroffsten Gegensatz zu der modernen Entwicklungslehre, die sich auf den Ergebnissen der Naturforschung aufbaut. Nach dieser Lehre, die auch Vorgänger in der ägyptischen Sage und bei Homer hat, verbessern sich die Wesen (die Menschen) nach und nach. Nur die kräftigsten und der Umgebung am Besten Angepaßten ertragen nach der Lehre von der Evolution den Kampf ums Dasein, so daß beständig zum Leben tüchtigerer Wesen auftreten.

In der vorhin wiedergegebenen Erzählung finden wir zum ersten Mal die deutlich ausgesprochene Ansicht, daß ein Gedanke oder Willensakt die Ursache von Arbeit oder von Materie sein kann, ohne daß deshalb irgendwelche vorherbestehende Energie oder Materie verbraucht würde; mit anderen Worten: daß eine wirkliche Schöpfung aus dem Nichts möglich wäre. Dieser Glaube hat seitdem viele Anhänger gewonnen, die ihn der allen Völkern ursprünglich gemeinsamen Ansicht, daß nur eine Umbildung stattfand, vorzogen. Doch ist diese Meinung, daß Etwas aus nichts entstehen kann, nicht nur vom naturwissenschaftlichen, sondern eben so sehr auch vom philosophischen Standpunkt aus unhaltbar. Es wird genügen, hier die unzweideutigen Aeußerungen Spinozas und Herbert Spencers in Bezug auf diese Frage zu erwähnen. Spinoza sagt im Vorwort zum dritten Theil seiner „Ethik“: „Die Gesetze und Regeln der Natur, nach denen Alles geschieht und Alles sich von der einen Form zur anderen umwandelt, sind immer und überall die selben.“ In seinen Principles of biology sagt Spencer: „Manche glauben vielleicht, daß ein neuer Organismus aus nichts geschaffen wird; wenn Dem so ist, so nimmt man eine Schöpfung von Materie, etwas vollkommen Unfaßbares, an. Diese Annahme setzt nämlich ein gedachtes Verhältniß voraus zwischen nichts und Etwas, ein Verhältniß zwischen zwei Theilen, von denen der eine fehlt, ein Verhältniß, das ganz sinnlos ist. Das Erschaffen von Energie ist ganz eben so undenkbar wie das Erschaffen von Materie.“ „Der Glaube an eine Schöpfung der Lebewesen ist eine Ansicht, die bei den Menschen in einer Zeit tiefster Finsterniß entstand.“ Dieses letzte Urtheil darf wohl Etwas modificirt werden, da die Ansicht, eine Schöpfung aus nichts sei möglich, erst in einem ziemlich späten Entwicklungsstadium auftritt.

... Die am Besten ausgebildete aller Schöpfungsgagen finden wir, eigenthümlich genug, bei den alten Scandinaven. Es mag sonderbar erscheinen; aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Vorfahren der Nordländer ihre Wohnplätze in Skandinavien schon seit der Steinzeit, also während vieler Jahrtausende, innegehabt haben und daß die Funde aus der Bronzezeit auf eine hohe Kultur in Skandinavien während dieses Zeitabschnittes hinweisen. Ohne Zweifel haben sie auch manche Gedanken von den antiken Kulturvölkern übernommen und selbständig verarbeitet.

Während bei den alten Chaldäern und Egyptern, wie bei den meisten Urvölkern, das Wasser das hauptsächlichste Element war, aus dem die feste Erde sich als Gegensatz bildete, scheint bei unseren nordischen Vorfahren die Wärme das Wesentlichste und ihr als Gegensatz die Kälte gesetzt worden zu sein. Nun spielt die Temperatur zweifellos die wichtigste Rolle in der physischen Welt: schon deshalb zeichnet sich die Schöpfungsglehre der Nordländer in Bezug auf Naturwahrheit vor all den früher genannten aus. Es ist wirklich wunderbar, wie schön diese Sage sich unserer heutigen Auffassung anschließt. Manche ihrer Bestandtheile verrathen orientalischen Ursprung oder die Aufnahme von Ideen aus der klassischen Antike; aber gerade das für die nordische Schöpfungsgage Charakteristische deutet auf ungewöhnlich intelligente Auffassung der Eigenthümlichkeiten der Natur.

In der Darstellung folge ich hauptsächlich Viktor Rydbergs „Göttersage der Väter“. Die Welt, in der wir leben, ist nicht von ewiger Dauer. Sie hat einen Anfang gehabt und wird ein Ende haben. Am Zeitenmorgen

„Gabs nicht Sand, nicht See,
Nicht kühle Wellen
Und Himmel nicht darüber.“

Den Raum (Winnungsgap) gab es und an seinem nördlichen Theil entsprang die Quelle der Kälte, die ihre Umgebung in frostige Nebel hält; deshalb wird diese Gegend Nifelheim (Nebelwelt) genannt. Im Süden des Raumes entsprang die Quelle der Wärme, Urd. Zwischen diesen beiden Quellen floß die Quelle der Weisheit, Mimes Brunn. Von Nifelheim aus strömten nebelgraue Kältebogen hinaus in den Raum, wo sie auf die Wärmewellen aus Urdsbrunn trafen. Durch ihre Vermischung entstanden die Grundstoffe, aus denen die Welt und später auch Götter und Riesen entsprossen. Aus dem leeren Raum, da, wo Mimes Brunn lag, erwuchs aus seinem Samen der dem Menschenauge unsichtbare Weltendaum Yggdrasil und sandte Wurzeln aus bis zu den drei Quellen.

Die Großartigkeit dieser Sage besteht darin, daß sie die bewohnte Welt von einer Wärme- und Kältequelle (den Sonnen und den Nebeldecken entsprechend) abhängig machte. Die bewohnte Welt liegt dazwischen und das Leben auf ihr beruht, der modernen Auffassung gemäß, auf der Zufuhr von Wärme von der heißen Sonne und auf deren Abströmung nach den kalten Nebeldecken. Die nordische Sage knüpft nun an die gewöhnliche Auffassung von der Erschaffung der Welt aus den Gliedern eines toten Körpers an. Ein Gott, Botan (dem chaldäischen Narduk entsprechend), tötet den Riesen Ymer (entspricht Tiamat) und erschafft aus dessen Körper Himmel und Erde, aus dessen Blut das Weltmeer. Aber hier hat der Nordländer eine originelle Aenderung gemacht. Ymers Glieder mußten erst zu Staub zermahlen werden, ehe sie als Träger lebender Wesen dienen konnten. Zu diesem Zwecke wurde die Grottenmühle gebaut; sie ward vom Wasser aus der Kältequelle getrieben, das durch eine Rinne in den Ozean ablaufen konnte. Das ist deutlich eine poetische Umschreibung der Verwitterung, durch welche die festen Gesteine mit Hilfe des Wassers zu Erde zerrieben werden. Die große Riesenmühle diente auch dazu, das Himmelsgewölbe mit seinen Fixsternen zu drehen.

Wie in der babylonischen Sage ein Meeresungeheuer, Dannes, mit Fischkörper, aber menschlichem Kopf, Armen und Füßen, den Wellen entstieg, die Menschen alle Arten Künste und Wissenschaften lehrte und dann wieder in der Tiefe verschwand, so kam der wunderbar schöne Feuergott Heimdall, den die Funken aus den Steinen der Riesenmühle gebaren, in Gestalt eines zarten, blondlockigen Jünglings, in einem Boot zu den Menschen gefahren, um ihnen die Segnungen der Civilisation zu bringen. In dem Boot brachte er eine Getreidegarbe, allerlei Werkzeug und Waffen mit. Er wuchs heran, wurde der Menschen Häuptling, gab ihnen mit seinem Feuerbohrer das Feuer, lehrte sie die verschiedenen Künste und Künste, wie Ackerbau, Viehzucht, Schmiedekunst und andere Handwerke, Brotbacken und Baukunst, endlich Jagd und Verteidigungskunst. Er gründete die Ehe, den Staat und den religiösen Kultus. Als sich Heimdall nach einer langen und weisen Regierung eines Wintertages zur ewigen Ruhe niederlegte, fand man am Strand das selbe Boot, das ihn zu den Menschen geführt hatte. Heimdalls Leiche wurde von den dankbaren Menschen in das mit den Blumen des Rauhfrostes geschmückte Boot gelegt, das sie mit kostbaren Schmiedearbeiten und Geschnitten anfüllten. Es schoß hinaus ins Meer, von unsichtbaren Rudern, ganz wie bei seiner Ankunft, getrieben, und verschwand am Horizont, wo Heimdall in die Götterwohnungen aufgenommen wurde und in Gestalt eines strahlenden Götterjünglings wieder auflachte. Als Häuptling der Menschen folgte ihm sein Sohn, Esöld-Borger.

Während Eölb-Borgers Zeit hatte sich die Welt sehr verschlechtert und gegen deren Ende starb Balder, der Lichtgott. Darauf kam der schreckliche Fimbul-Winter, wo die Gletscher und Eissfelder das bis dahin bewohnte Land bedeckten und die Ernten in dem eisfreien Theil immer geringer wurden. Hungersnoth herrschte und verleitete die Menschen zu den furchtbarsten Verbrechen. Das Zeitalter war angebrochen, das man mit den Worten „Sturm-Zeit, Ugl- oder Messer-Zeit“ bezeichnete, und mit dem Schwert in der Hand verdrängten die Nordländer ihre Stammverwandten aus deren Wohnplätzen, so daß sie sich weiter südlich neue suchten. Nach einer gewissen Zeit verschwand der Fimbul-Winter mit seinem Eis.

Man sieht, daß diese Sage in anschaulicher Weise eine starke Klimaver-schlechterung mit daraus folgender Vereisung des Landes und Auswanderung seiner Bewohner beschreibt. Kein Wunder daher, daß die Nordländer glaubten, ein neuer Fimbulwinter würde den Weltuntergang, Ragnarok, herbeiführen. Bei seinem Herannahen würde der unsichere Zustand der Gesetzlosigkeit zurückkehren. Die Riesen aus Frostland würden gegen die Götterwohnungen anstürmen, die Menschen vor Kälte, Hunger, Seuchen oder durch Streit sterben. Die Sonne würde zwar den selben Bogen am Himmel beschreiben, ihr Glanz aber immer schwächer werden. Im ausbrechenden Streite zwischen den Riesen und den Göttern würden sehr viele Götter fallen; selbst der Feuergott Heimdall würde tödtlich verwundet werden. Dann würde auch die Sonne erlöschen, das Himmelsgewölbe sich spalten, das Gebirge, das die Feuer der Tiefe gefesselt hält, bersten und die Flammen würden das Schlachtfeld umzingeln. Aus dem Weltenbrand würde eine neue und bessere, mit herrlichem Grün bedeckte Erde hervorgehen. Hoddminnes Hain bei Rimes Brunn würde vom Weltenbrand nicht betroffen werden und in seinen Schutz würden sich einige Götter und das Menschenpaar Veisifrazer und Lif retten. Diese kehrten dann auf die Erde zurück. Eine neue, glücklichere, sorgenfreie Zeit, da die unbearbeitete Erde herrliche Ernten trägt, würde beginnen.

Diese Sage, auf die wohl Erzählungen der klassischen Antike und des Christenthums eingewirkt haben mögen, entspricht ganz den modernen Vorstellungen vom langsamen Erlöschen der Sonne und daraus folgenden Abnehmen des Erdenlebens. Die Sonne (die Götter) wird dann zusammenstoßen mit der Welt der Kälte (den Riesen), dem Weltnebel und den darin eingeschlossenen erloschenen Sonnen. Beim Zusammenstoß werden die von der festen Erdrinde eingeschlossenen Flammen ausbrechen und die Erde verheeren. Aber nach einiger Zeit wird sich eine neue Erde bilden und das Leben (die Götter) wird von dem unsterblichen Baum Yggdrasil im Weltraum wieder auf die Erde wandern.

Die wunderbar schöne und wahre Weltfage der Edda übertrifft Alles weit, was in der selben Richtung von anderen Naturbildnern herorgebracht wurde. Zweifellos ist ja, daß, wie die schöne Heimdallsage andeutet, die erste Civilisation und damit auch die ursprünglichen Bestandtheile der Schöpfungsgage aus fremdem Land, wahrscheinlich aus dem Morgenland, über das Meer gekommen sind. Aber keine einzige Schöpfungfrage zeigt auch nur annähernd eine so getreue Naturauffassung wie die nordische.

Ich habe versucht, eine Darstellung der Naturauffassung in den Zeiten zu geben, in denen noch keine direkten Beobachtungen angestellt wurden, um Kenntniß vom Verlauf der Erscheinungen zu gewinnen. Die Naturwissenschaften leiden sich

unter solchen Verhältnissen in das Gewand des Mythos, auf einer höheren Stufe in den kaltenreichen Mantel der Philosophie. Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse, sobald man anfängt, Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln. Da erweist sich die ordnende Thätigkeit des Theoretikers als nothwendig, um die Erfahrungen nutzbringend zu machen. Sobald man die ersten, vielleicht ungenauen Regeln gefunden hat, kann man anfangen, den Gang der Ereignisse vorauszusagen, und diese Weissagungen dann auf ihre Richtigkeit prüfen. Dadurch werden die gegebenen Regeln und dadurch wird wiederum auch die Naturerkenntniß immer mehr verbessert. Anfangs war es die Kenntniß der Zeit, die für die Völker besonders wichtig und daher der Gegenstand ihrer sorgfältigsten Beobachtungen wurde. Daraus entstanden gewisse Begriffe von der Natur der Himmelskörper, die man mit denen der naheliegenden irdischen Körper offenbar vergleichen mußte. So bildeten sich allmählich die einfachsten astronomischen, physikalischen und chemischen Begriffe. Im Gegensatz zu den vorhergehenden Zeiten werden nun die vornehmsten Repräsentanten der verschiedenen Anschauungen genannt und wir erhalten so einen wirklichen historischen Ueberblick über die Entwicklung der Begriffe.

Stockholm.

Professor Dr. Svante Arrhenius.



Golgatha.*)

„**H**err, hier liege ich unter Deinem Kreuze; sieh herab auf Dein Geschöpf! Meine Seele spricht zu der Deinen. Ach, aus Deinen durchbohrten Füßen fallen Blutstropfen auf mein Haupt, auf mein Herz! Jeder Tropfen brennt wie Feuer. Ich umklammere in hilflosem Jammer Deinen Narterspahl. Der Schmerz, der Deine Glieder durchzuckt, wählt auch in den meinen. Herr! Muß dieses fürchtbare Opfer sein?“

Magdalena verstummt vor Leid. Ringsum schweigt das starre Land unter dem Bleidruck eines schwärzlichen Himmels. Rother Tropfen rinnen langsam an dem Kreuzestamm hernieder. Sie liegen wie Rubinen im Haar des Weibes, sinken schwer auf den Grund, der dieses unschuldige Blut trinken muß. Ein leises, unmerkliches Beben beginnt die Erde zu erschüttern. Es sind die ersten Wehen: die Geburtskunde des neuen Menschen hat geschlagen.

*) „Magna Peccatrix“ nennt Freitin Anna von Krane den „Roman aus der Zeit Christi“, den sie bei Bachem in Köln erscheinen läßt. Katholische Literatur, denkt Mancher, der diesen Namen hört, und rümpft die Nase. Hochmuth ist nie klug. Der Protestant soll da protestiren, wo sein tiefstes Gefühl dazu zwingt; und soll erkennen lernen, was ist, ehe er sein Gefühl reden läßt. Hier ist echtes Christenempfinden, eine schöne Inbrunst und ansehnliche Sprachkraft; ist nicht Weihrauch ohne Feuer. Die Karfreitagssphantasie, die hier veröffentlicht wird, giebt eine Probe vom Grundton des Buches.

Der Erlöser der Welt aber hebt langsam die müden Augenlider. Er blickt auf ein Meer des Hasses, das ihn umbrandet. Bei jedem Einzelnen sieht er die Wuth gegen den Sieg des Kreuzes. Die Welt will nicht erlöst sein. Sie will weiterwühlen im Schlamm, der ihr behagt. Sie will blind und taub sein.

„Du, der Du den Tempel Gottes zerstörst und in drei Tagen wieder aufbaust, rette Dich selbst! Wenn Du Gottes Sohn bist, so steige herab vom Kreuz!“ Der wüste Schrei geht zum Himmel empor. Hat der keine Blige, um die Frebler zu zerschmettern?

Horch! Der Herr antwortet! „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!“ So spricht kein Mensch unserer Art.

„. . . Herr, Du bist wahrer Gott, Licht vom Licht! Du kennst nicht unsere Sünden, Du kennst nur Vergebung! Ich liege vor Dir im Staube, denn auch um meinerwillen trägst Du das Furchtbare! O mein Gott, der Du für mich leidest, was soll ich Arme thun, um solche Liebe zu vergelten?“

Das dornengekrönte Haupt neigt sich. Der Herr blickt Magdalena an. Er sieht neben ihr die Betreuen, die sich um sein Kreuz schaaren. Er gewahrt eine Liebe sondergleichen, die sich an der seinen entzündet hat. Die wie ein Feuerbrand durch die Welt laufen wird, Alles verzügend und erneuend, wirksam, bis ans Ende der Tage.

Und nun erhebt sich eine Stimme vom Kreuz zu seiner Rechten. Dismas, der elende Schächer, bekennet die Macht der Liebe. Dem Räuber und Mörder ist gegeben, zu verstehen, was der Dornengekrönte da neben ihm für die Welt zu bedeuten hat. Aus dem Munde des Verlorenen kommt das große Zeugniß: „Herr, gedenke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst!“ Der Hohepriester der Welt aber entfähnt den reuigen Schächer. Noch am Kreuz kann er ein Himmelreich verschenken: „Wahrlich, ich sage Dir: Heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein.“

„. . . Herr, ich bete an die Kraft Deiner Vergebung. Auch ich bin eine Losgesprochene, wie Dismas. Von heute ab kann Jeder durch Dich zum Gnadenborn gelangen. Du hast uns erkauf mit Deinem Blute. Aber, Herr, ich bin schwach, ich erliege bei dem Anblick Deiner Qualen; gieb mir die Stärke, auszuhalten bis ans Ende! Laß mich Deiner Mutter ähnlich sein.“ Magdalena hebt dabei die Augen nach der Königin der Martyrer.

Die Mutter der Schmerzen steht aufrecht, angelehnt des Kreuzes. Sie streckt schweigend die Arme zu ihrem Sohn empor. Ihre Augen ruhen in den seinen. Sie ist eins mit ihm. Das Schwert im Herzen, steht sie heldenmüthig fest und ohne Wanken, Stunde um Stunde. Nun naht ihr das höchste Opfer. Der Gottmensch löst sich von ihr. Er giebt ihr die ganze Menschheit für Den, der bald zum Vater zurückkehrt. „Weib, siehe Deinen Sohn!“

Maria neigt das Haupt in Ergebung: „Siehe die Magd des Herrn.“

Magdalena schaut sie in heißer Liebe an: „Herr, ich gehorche Deinem Wort! O Du Magd des Herrn, nimm auch mich unter Deine Kinder auf! Laß mich die Mutter in Dir erkennen, Dich verehren, die Du den Erlöser geboren hast!“ Sie schmiegt sich an die Mutter der Schmerzen. Johannes nimmt sie in die Arme. Die Andern umdrängen sie. Alle wollen dem Herrn zeigen, daß sie ihn verstanden haben.

Er nickt leise. Maria aber deutet nach ihm hinaus: „Sehet das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt!“

Wieder liegt Magdalena zu Füßen des Kreuzes. Sie fühlt, wie das Holz

bebt; von der Qual des Angenageltes. Jede Faser des Gottmenschen zuckt vor Schmerz. Er, der die Heilkraft selber war, dessen ungebrochene, ungetrübte Menschlichkeit die Krankheit nicht kannte, muß nun alle Leiden der Kinder Adams durchmachen. Sein Athem stockt in schweren Röhren. Sein Herz krampft sich zusammen. Der Todeschweiß tritt auf seine Stirn.

„Herr, die Qual der ganzen Welt saßt Dich an! Will denn die Pein gar nicht enden? Darf der dunkle Engel Dir immer noch nicht nahen, um Dich zu befreien? Ruhest Du noch mehr leiden?“

Das Dunkel nimmt zu. Die Trauerslöwe sinken rascher vor das Angesicht der Sonne; sie erbleicht vor dem Gräuel, den sie schauen muß. Gespenstisch, wie Leichen, stehen die Menschen in der Dämmerung; kaum kann der Eine noch den Anderen erkennen. Sie stehen angewurzelt, wagen nicht, zu sprechen, nicht, sich zu bewegen. Die Stille ist fürchterlich . . . Die Angst, das Schweigen, das große Dunkel legt sich auf den ganzen Erdkreis.

In den fernen Wäldern Germaniens tritt die Belleba vor ihre Höhlenwohnung und späht hinaus. Bricht die Götterdämmerung herein? Ist Ragnarok in Sicht? Sie sieht, wie die Thiere des Waldes sich in ihrer Angst an einander schmiegen. Der Wolf an das Reh, die Hirschkuh an den Ur.

In den Palmenhainen Indiens fragen die Brahminen einander, ob die Lotusblume der Welt am Entblättern sei. Ob Brahma seiner Schöpfung müde ist und Shiva sie ins Nichts zurückschleudern darf.

Am Nil erheben die Memnonssäulen ihren Ruf. Sie, die sonst nur die aufgehende Sonne begrüßen, thnen jetzt in das schreckhafte Dunkel hinaus. Und die Priester Ammon-Ras werfen sich bebend aufs Angesicht.

„Phoebus stirbt!“ schreit die Pythia zu Delphi und sinkt erbleichend vom mystischen Dreifuß des Sonnengottes herunter. In Baalbed-Heliopolis heulen die Priester-Eunuchen vor dem Sonnentempel. Der Baal der Baale, der König der Könige, das leuchtende Tagesgestirn hat sein Angesicht verdunkelt.

Auf allen Meeren aber, die Liberius im ganzen Reich „dem unbekanntem Gott“ errichtete, schimmert plötzlich ein geheimnißvolles Licht, gleich einer Flamme.

Eine Welt liegt im Sterben. Eine neue Welt ringt in der Geburt. Und überall Nacht, schreckende Nacht.

„Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ So tönt die Klage des Menschensohnes durch die athemlose Stille.

„. . . Herr! Ist's möglich? Auch Dir naht die Qual des Verlassenseins? Auch Du leidest, was wir elenden Kinder Eoas in diesem Thal der Jähren leiden müssen? Nichts bleibt Dir erspart? Bis zur Hefe willst Du den Kelch des Menschenleibes auskosten? Willst auch in Diesem unser Bruder sein? O Du göttlicher Erlöser-Bruder, ich bete Dich an! Deine Liebe überwältigt mich!“

Die Hölle bläunt sich noch einmal auf. Trotz allen Schrecken stachelt sie die Menschen zu neuer Frevelthat. Vielleicht ist die Geduld des Opfers endlich erschöpft. Gelingt es in der letzten Stunde, das Erlösungswerk zu vereiteln.

„Er ruft den Elias! Wir wollen sehen, ob er kommt, ihm zu helfen!“

So höhnt's von allen Seiten zum Kreuz herauf. Der Menschensohn aber bleibt getreu bis in den Tod. Er fühlt dessen Nahen. Ayzrael steigt vor ihm auf und grüßt seinen Herrn.

„Mich dürstet!“

Ein Soldat steckt einen Schwamm in den Essigkrug, hebt ihn an einem Rohr zu den verdorrten Lippen. Die Hände der Liebe dürfen dem Verschmachtenden nichts bieten.

Magdalena krampft sich an das Kreuz, preßt ihre Stirn an das harte Holz. Sie hört ein schweres Röcheln . . . Kommt jetzt das Letzte? Sie hofft es für ihn. Aber dann muß er ja scheiden? Kann sie nicht wenigstens noch einmal seine Füße berühren? Sie strebt am Kreuz herauf; vergebens; er hängt zu hoch. Sie bemüht sich, sein theures Angesicht zu sehen; sie kann nicht, denn es ist Nacht, tiefe Nacht. Die Erde bebt in Zuckungen.

„Es ist vollbracht! Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Da bäumt sich die Mutter Erde auf und ihre Grundvesten wanken. In schredhafter Wucht kommts herangestürzt; näher und immer näher: nun ist es da. Die Kreuze wanken, der Boden wogt auf und ab, Mauern stürzen ein, Bäume sinken um. Rollender Donner unter den Fäßen, brüllender Donner zu Häupten, zuckende Blitze überall in den Lüften. Die Schöpfung schreit auf. Raß in entsetzlichem Loben. Wie Spreu zerfliegen die Menschen. In wahnsinniger Flucht überrennen sie einander, treten einander nieder, nur um von dem Ort des Schredens fortzukommen; denn Spulgestalten der Verstorbenen stehen vor ihnen auf. Gleich Verzweifelten fliehen sie.

Nun ist's vorüber. Langsam vergrüllt der Donner in der Ferne. Die Erde wird still. Der Himmel klärt sich und die Sonne zeigt sich wieder im blutigen Licht des Abends.

Ja, es ist Abend geworden. Die Menschen merken es nun erst; jede Zeitrechnung hatte für sie ja aufgehört. Die drei Kreuze auf der Nichtstätte werfen einen langen, unheimlichen Schatten in die Weite. Am Fuß des Hügel halten die römischen Soldaten die Wache. Sie kennen keine Furcht. Ihr Hauptmann ist oben, bei der kleinen Gruppe der Getreuen, die das Kreuz Christi umringen.

Sonst aber ist Alles öde und leer um Golgatha. Niemand ist da von all Denen, die nach dem Blut des Erlösers dürsteten und sich seiner Qual freuten.

Seine Mutter steht noch vor dem Marterspahl. Magdalena liegt noch zu seinen Füßen. Beide haben des Lobens der Elemente nicht gedacht. Sie sehen nur das bleiche, gesenkte Haupt mit der Dornenkrone.

Jesus Christus, der Sohn des Allerhöchsten, hat sein Werk vollendet. Das Opfer ist gebracht. Der Erlöser der Welt ist tot. Die neue Menschheit ist unter Qualen geboren.

„Wahrlich: dieser Mensch war Gottes Sohn!“ Also spricht der Centurio, der den Verurtheilten nicht eine Minute aus den Augen gelassen hat und seinem Todeskampf, Zug um Zug, folgte. Er hat dabei eine große Erleuchtung erlebt und giebt ihr jetzt Worte, als der Erstling unter den Heiden: „Wahrlich: dieser Mensch war Gottes Sohn!“

Dann neigt er sich tief und betet an, mit andächtigem Herzen.

Der Friede des Todes liegt über Golgatha.

Düsseldorf.

Anna Frein von Krane.

Deutsche Anleihen.

Die preussisch-deutsche Anleiheforderung hat einen Augenblick verblüffend gewirkt. Seit Olms Zeiten war nicht in einem Jahr mehr als eine Milliarde neuer preussisch-deutscher Staatspapiere verlangt worden. Man staunte ob dieses Wunders und hätte lauter über die Rücksichtslosigkeit der preussischen Finanzverwaltung (das Reich war ja bescheidener) geflagt, wenn die Times und andere dem Deutschen wohlwollende Organe Londons nicht mit hämischen Glossen den Widerspruchsgewiss gemacht hätten. Ist denn nun wirklich so schwer, ein paar hundert Millionen Mark vierprozentiger guter Anlagepapiere, unter Pari, im Deutschen Reich einzulogiren? So armsüßig sollten wir uns doch nicht den Engländern und Franzosen zeigen, die sich ohnehin mit ihrer „finanziellen Bereitschaft“ brüsten. Im Uebrigen: alle Achtung vor Rheinbaben (oder seinen Berathern). Der Modus der „Goschen-Anleihe“ aus dem Anfang dieses Jahres hat sich bewährt. Der direkte Appell an das Kapital brachte nicht, wie man uns glauben machen will, ein Fiasko, sondern einen vollen Erfolg. Preußen hatte für 1¼ Milliarde offene Kredite, von denen 800 Millionen zur Realisirung (hauptsächlich für Bahnbauten) vorgesehen waren. Also wars richtig, zunächst einmal zu probiren, was auf direktem Weg vom Kapital zu erlangen sei. Das mußte sehr früh geschehen, bevor über die freien Mittel verfügt war. Der erste Wurf brachte dem preussischen Fiskus 181 Millionen. Der Finanzminister wußte nun, daß zunächst nicht mehr zu holen sei, und konnte warten. Seit dem Januar hat sich der Reichsbankdiskont um 2 Prozent ermäßigt; in England und Frankreich ging er auf 3 Prozent zurück. Jetzt durfte man den Hauptstoß wagen. Der brachte 600 Millionen von Preußen allein, und zwar 200 Millionen Schatzwechsel, die nicht zu öffentlicher Zeichnung aufgelegt, sondern vom Finanzkonjortium direkt übernommen werden. Wieder ein Nutzen des neuen Systems. Im Januar thaten die ausgeschalteten Banken sehr beleidigt, obwohl sie sonst sich um Anleihen nicht zu reißern pflegen; die „Standesehre“ sollte getränkt sein. Heute erkennt man, wie gut die Ausschaltung war. Die Banken waren noch nicht mit neuen preussischen Konsols belastet und konnten deshalb die Wechsel der preussischen Regierung über 200 Millionen Mark diskontiren. Vielleicht wäre ihnen lieber gewesen, statt der in fünf Jahren fälligen preussischen Schatzwechsel Dreimonataccepte in gleicher Höhe zu bekommen (denn ein Wechsel des Staates steht im Rang unter einem allen Erfordernissen genügenden Privataccept; jener kommt ins Effektenportefeuille, dieser in den Wechselbücher, gleich hinter den Barbestand); aber schließlich sind preussische vierprozentige Schatzbons, die man zu 98½ übernimmt, auch nicht von Pappe. So blieben fürs Publikum 400 Millionen Konsols und 250 Millionen Reichsanleihe. 250 Millionen: das übliche Jahresdeputat des Reiches; mehr brauchte man nicht zu fordern, da mit 246 Millionen (3¼ Millionen fehlen am Neubetrag) der dringende Jahresbedarf gedeckt ist. Und die Reichsfinanzreform soll ja allem Elend ein Ende machen. Dem preussischen Finanzminister bleiben von seinen Krediten fürs nächste Jahr noch 400 Millionen zur Verfügung. Das nennt man eine opulente Finanzwirthschaft. Aber wo die Eisenbahnen allein, als Aktivum, um beinahe eine halbe Milliarde im Kapitalwerth über den Betrag der gesammten Staatsschuld (8745 Millionen) hinausgehen und mit ihren Ueberschüssen den für den Zinsendienst erforderlichen Ausgabenaufwand um 300 Millionen Mark

übersteigen, da kann man sich schon 800 Millionen Mark neuer Schulden in einem Jahr leisten. Dies den freundlichen Bettern von der Themse ins Stammbuch, mit dem bescheidenen Hinweis, daß der 15 300 Millionen Mark betragenden Staatsschuld Großbritanniens nicht ein so wertvolles Vermögensobjekt wie unsere Eisenbahnen gegenübersteht. Das ist der kleine Unterschied zwischen den preussischen und den englischen Konsols; wobei, schon aus Gründen internationaler Höflichkeit, der schuldige Respekt vor dem „Standardpapier der Welt“ nicht vergessen werden darf.

An einen leidlichen Erfolg der neuen Anleihen war nicht zu zweifeln. Ob es wieder ein Konstrengert wurde? Konzerttrotz wird immer; mögen noch so drückende Sperrverpflichtungen als „Köder“ für die ernsthaften Zeichner ausgeworfen werden. Ein halbes Prozent ist ja schließlich beim ersten Kurs doch zu holen, wenn auch die vierprozentigen Schapanweisungen von 1907 jetzt unter Pari stehen. Dafür garantieren sie ihre vier Prozent Zinsen nur auf fünf Jahre, während die neuen Anleihen bis 1918 unkündbar sind. Dem Kapitalisten kann die Zeichnung nur Vorteil bringen. Die vorjährige Schapanweisungen sind zwar zu 99 und die Anleihe vom Januar 1908 war sogar zu 98½ zu haben; bei den 99½ Prozent, die diesmal zu zahlen sind, muß man aber bedenken, daß eine Zinsfußerniedrigung, die zu erwarten ist, die Aussicht, später noch vierprozentige Anlagen zu Pari zu bekommen, verengt. Ueber die Bedeutung der Rückkehr zum vierprozentigen Anleihtypus, den man vor elf Jahren aufgegeben hatte, sprach ich hier schon. Miquel, der Meister, hat die Dreiprozentigen eingeführt und mit dieser Erfindung Flasko gemacht; Rheinbaben, der Schüler, gab uns die Vierprozentigen und darf sich des Ruhmes freuen. Der Kapitalmarkt wird durch den Ministerialbeschluß um einen Posten vierprozentiger Anlagepapiere bereichert, dem Geldmarkt, dank sehr vernünftigen Zahlungsbedingungen, bis zum Herbst Zeit gelassen, die für die neuen Fonds nötigen Summen den öffentlichen Kassen zuzuführen. Die Liquidität wird dadurch nicht verlängert.

Und woher wird das Geld für die neuen Papiere kommen? Aus dem Erlös älterer Anleihen? Für die niedriger verzinsten Staatspapiere ist das Austausch vierprozentiger natürlich nicht angenehm; noch tiefer kann das mit 3 und 3½ Prozent Verzinsfe aber ja kaum noch sinken. Ich würde solche Konsols jetzt nicht verkaufen; wer's thut, verliert Geld und immerhin mögliche Chancen. Der Grundstock der deutschen Staatsschulden (etwa 16 Milliarden) besteht aus 3- und 3½ prozentigen Papieren, in deren Bereich die vierprozentigen vorläufig nur eine Enklave bilden. Eines Tages, vielleicht bald, verzinst man die Rente wohl wieder mit 3½ Prozent; bis auf 3 wird man kaum noch zurückgehen. Man muß also an eine rasche Tilgung oder Hinauskonvertirung der dreiprozentigen Papiere denken, die man nicht einfach ihrem Schicksal überlassen darf. Für das Reich und Preußen handelt sich um einen Nominalbetrag von zusammen 3500 Millionen; für die kann man 3½ Prozent zahlen, wenn man sich zu einem Mehraufwand von 17½ Millionen jährlicher Zinsen entschließt. Das wäre (9½ Millionen fürs Reich, 8 für Preußen) nicht schwer; und der Entschluß würde den Dreiprozentigen gute Placierung sichern und künftige Anleihen erleichtern. Lange darf man die Entscheidung nicht aufschieben; der Schüler darf die Anleihen des Meisters nicht schuplos schwimmen lassen. Ist also ein größerer Umtausch alter Anleihen in neue kaum anzunehmen, so muß die Hauptgelbquelle für die neuen Vierprozentigen anderswo gesucht werden. Im vorigen Jahr floß ein beträchtlicher Theil des freien Kapitals den Banken zu, weil die hohe Verzinsung

der Depositengelder die Anlage in Effekten, bei der stets mit der Möglichkeit von Kursverlusten zu rechnen ist, nicht empfahl. Wozu Etwas riskiren, wenn man von der Bank für täglich fließbares Geld vier Prozent haben kann? Große Summen kamen nach solcher Ermüdung ins Kontokorrentgeschäft der Banken; doch ein so hoher Zinsfuß wird selten alt, und wenn er sinkt, ist die Anlage nicht mehr lohnend. Heute zahlen die Banken schon wieder nur $2\frac{1}{2}$ Prozent; und übermorgen vielleicht noch weniger. Das nicht mehr so gut verzinst Geld kann man für den Erwerb der neuen Staatspapiere verwenden. Das Publikum wird den Depositenlassen beträchtliche Summen entziehen. Im vorigen Jahr hat ein Theil des Auslandes den deutschen Finanzinstituten seine Guthaben gekündigt; jetzt kommt das Inland an die Reihe. Eine Folge wird sein, daß die Kreditgewährung eingeschränkt wird; wenn die Banken nicht etwa reichlicheren Gebrauch von ihrem Accept machen. Das wäre nicht gut. Die Zinsen, die bei Debitoren gewonnen werden, sind für den Gesamtertrag wichtig. Läßt das Kreditgeschäft nach, so verringert sich auch der Gewinn; und wenn kein Ausgleich zu erreichen ist, merkt's schließlich der Aktionär an der Dividende. Die Banken werden also die Verschiebungen spüren, die sich auf dem Kapitalmarkt vollziehen; sie können nur auf ein besseres Effektengeschäft hoffen und sich fürs Erste mit den $8\frac{1}{2}$ Millionen trösten, die ihnen die Kommission der neuen Anleihe bringt.

Der Aktienmarkt wird unter den neuen Anleihen kaum ernstlich leiden; bei der unsicheren Wirtschaftlage wird mancher Kapitalist freilich ein vierprozentiges Staatspapier einer Dividendenhoffnung vorziehen. Mit den neuen Anleihen ist schon die Hälfte des Nominalwerthes der vorjährigen Emissionen (2700 Millionen) erreicht. In den ersten drei Monaten des Jahres 1908 sind 385 Millionen neuer Staatsanleihen herausgekommen. Rechnet man die 850 Millionen von heute und die Summe der Stadtanleihen und anderer Obligationen hinzu, so kommt man auf ungefähr 1500 Millionen. Geht's in diesem Tempo weiter, so müßten wir am Jahresluß bei der Rekordsumme von 6 Milliarden anlangen. Das ist undenkbar; man wird in den drei folgenden Quartalen also langsamer zu Werk gehen. Der Industrie wird's nicht leicht werden, sich den veränderten Umständen anzupassen. Ich habe schon gesagt, daß sie ihren Kapitalbedarf durch Ausgabe von Aktien oder Obligationen befriedigen muß, weil eine Vermehrung der Bankschulden irrational wäre. Die Möglichkeit, neue Emissionen erfolgreich durchzuführen, hängt nun natürlich von dem Zustande des Kapitalmarktes ab; und auf den hat das neue Staatsfinanzgeschäft für die nächste Zeit gewirkt. Dem Hypothekendarlehen sind die vierprozentigen Anleihen besonders unangenehm; mit dem Abzug $3\frac{1}{2}$ prozentiger Pfandbriefe ist einstweilen nicht mehr zu rechnen und auch bei der Neuausgabe vierprozentiger Obligationen muß auf die Bedingungen, unter denen Staatsanleihen zu haben sind, Rücksicht genommen werden. Ohne eine Steigerung der Bonifikationen (denen durch ein Abkommen bestimmte Grenzen gezogen sind) wird's da kaum abgehen. Das ist noch nicht die unangenehmste Folge des neuen Systems; schlimmer ist, daß die Banken durch den vierprozentigen Zinsfuß ihrer Pfandbriefe an eine $4\frac{1}{2}$ prozentige Verzinsung ihrer Hypotheken gebunden werden, der dem Baugewerbe und dem Grundstücksmarkt schädliche Zustand also ins Unabsehbare verlängert wird. Auf dem Kapitalmarkt höhere, auf dem offenen Geldmarkt niedrigere Zinsen: da haben wir wieder einen Beweis für die Fähigkeit, mit der das Kapital eine einmal eroberte Position behauptet.

Ladon.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915 Kuxenabteilung.

" 7916

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Der orthozentrische Kneifer, D. R. P. angem., ärztlich empfohlen und eine Wohltat für jeden Gläsertragenden, ist **nur** bei der Firma**Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H.,**
Potsdamerstrasse 132 nahe Potsdamerplatz erhältlich.**Vorsicht! nicht** Ecke Eichhornstrasse!

Gegen **Kopfschmerz.** **Influenza u.** **Rheumatismus** hilft **Citrophen**
Erhältlich in allen Apotheken,
auch Tabletten in Original-Schachteln à M. 1.—



Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaires, echte Bronzen, kunstgewerbliche Gegenstände in Kupfer, Messing und Eisen, Terrakotten, Standuhren, Tafelbestecke, Tafelservice, Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht

gegen monatliche Amortisation.

Erstes Geschäft, welches diese feinen Gebrauchs- und Luxusartikel gegen erleichterte Zahlungen liefert. — Katalog H. K. kostenfrei. — Für Beleuchtungskörper Spezialliste.

Stöckig & Co., Hoflieferanten

Dresden-A. 1 (für Deutschland). Bodenbach 2 i. B. (für Österreich).

„MORGEN“WOCHENSCHRIFT
FÜR DEUTSCHE KULTUR

Heft: 50 Pf. Quartal: M. 6.—

PROBEHEFT GRATIS.

VERLAG:

BERLIN W. 73, Steglitzerstr. 69.

Aus dem Inhalt von Heft 15.

Camille Pelletan: Fürst Bülow.

Werner Sombart: Die Socialisten.

Georg Simmel: Schmuck.

Bernard Shaw: Die Anarchisten.

Herm. Bahr: Tagebuch.

H. v. Kahlenberg: ?.

Theater. — Börse. — Politik.

Nächster Vortrag: **Georg Brandes** über **Frank Wedekind.**

26. April, Philharmonie

Billets zu 2, 3 u. 4 M. bei Bote & Bock, Amelang u. Wertheim.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7¹/₂ Uhr.Freitag, d. 17./4. **Geschlossen.**

Sonnabend, den 18. u. Montag, den 21./4.

Ein Sommernachtstraum.Sonntag, den 19./4. **Was ihr wollt.**

Kammerspiele.

Freitag, d. 17./4. **Geschlossen.**

Sonnabend, d. 18. u. Montag, d. 20./4. 8 U.

Frühlings Erwachen.Sonntag, den 19./4. **Lysistrata.**

8 Uhr.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, d. 17./4. **Geschlossen.**

Sonnabend, d. 18. u. Montag, d. 20./4. 8 Uhr

Die Brüder von St. Bernhard.Sonntag, d. 19./4. 8 U. **Sein Prinzesschen.**Sonntag, Nachm. 3 U. **Der blinde Passagier.**Montag, Nachm. 3 U. **Der Privatdozent.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender

Guido Thielscher a. D.

B. Harmand a. D. Jos. Giampietre,

Henry Benzer Fritzl Massary

Jos. Josephi

Fritzl Schenke usw.

Cabaret

Roland v. Berlin

Potsdamerstr. 127

Direktion: **Schneider-Duncker**

Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

„Arkadien“

Behrenstrasse 55—57.

Reunions:

Sonntag, Mittwoch,

Freitag.

Im neuerbauten „Moulin rouge“ Jägerstrasse 61a.

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Schriftsteller

Bekanntester Verlag überl. literar. Werke aller
Art. Trägt teils die Kosten. Acquis. günst.
Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 500. an
Hansenstein & Vogler A. G., Leipzig.

Griebens Reiseführer

Neue Ausgaben 1908:

London u. Umgeb. mit Insel Wight. 12. Aufl. M. 3.50.

Genfer See und Chamonix. M. 1.50.

Wiesbaden, Schlangenbad, Langenschwalbach.

8. Aufl. M. 1.—.

VERZEICHNISSE
GRATISBERLIN W. VERLAG VON
ALBERT GOLDSCHMIDT

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Verlag für Literatur, Kunst u. Musik in Leipzig

MAXIMILIAN HARDEN

BEITRÄGE ZUR KENNNTNIS UND WÜRDIGUNG EINES DEUTSCHEN PUBLIZISTEN

von **K. F. STURM.**

M. 2.— ord.

Aus dem Inhalt:

Einleitung | Die Persönlichkeit | Schrift und Gesichtsausdruck | Reizbarkeit | Kenntnisse und Erkenntnisse | Wahrhaftigkeit | Opposition | Fleiss und Willenskraft | Sprache und Stil | Kämpfe und Ziele | Am Werke | Aus der künstlerischen Weltanschauung | Zur Kritik des Kunstkritikers | Politische Entwicklung | Zur Kritik des Politikers | Lehrer und Genossen | Der Publizist als Erzieher | Symbole | Zur Biographie und Bibliographie.

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Hermann Meusser, Berlin W. 35b
Steglitzerstr. 58, Buchhandlung.
ist bestrebt, durch solide, kulant und schnelle Bedienung ihren Kundenkreis zu erweitern. Zur Erleichterung der Anschaffung werden **monatliche Teilzahlungen** in der Höhe des zehnten Teiles des Kaufpreises eingeräumt. — **Vollständiges Lager.** — **Allerneueste Auflagen.** — **Katalog gratis.** — **Portofraie Zustellung.**



Fort mit der Feder!



Die neue

Liliput - Schreibmaschine

ist das Schreibwerkzeug für jedermann.

Modell A . . . Preis Mk. 38.—

Modell Duplex . . . Preis Mk. 48.—

Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Schrift so schön wie bei den teuersten Schreibmaschinen. **Keine** Weichmunitypen. **Durchschlagskopien.** **Prämiert** auf allen **besichtigten Ausstellungen.** **Hilfsr. Prosp.** u. **Anerkennungs-Schreiben** gratis und franko.

Deutsche Kleinmaschinen Werke**Justin Wm. Bamberger & Co.****München 21.** Lindwurmstrasse 12/13/1.Zweig Niederlassung: **Berlin W. Potsdamerstr. 4.**

Eheschliessung in England!
Prospekte gratis, Auslandsporto!
L. Lock & Co., 90, Queenstr., London, E. C.

Sind Sie nervös

so verlangen Sie sofort durch Postkarte unseren Prospekt. Derselbe kostet nichts, kann Ihnen aber ein guter Ratgeber sein.

Oeffentl. Laboratorium
Apoth. SCHMIDT
Kötzschenbroda Dresden 12.

Vergnügungs- u. Erholungs-Reisen zur See

Seinfahrt vom Mittelmeer
 Abfahrt von Athen 14. Juli
 Rückfahrt 26. Sept. Fahr-
 preis von 217. 500 an auf

Nordlandfahrten
 Fahrt nach Stockholm die
 Stockholm, ab Stockholm 17.
 17. August, Rückfahrt 3. Sept.
 3. Sept. 18 Tage. Fahrpreis
 von 217. 500 an auswärts.
 Bergnügungsfahrt nach Göteborg
 ab Göteborg 15. August
 4. Sept. Rückfahrt 24. Sept.
 Fahrpreis von 217. 500 an
 auswärts.

Bergnügungsfahrt nach den Nord-Seehäfen
 Abfahrt nach Stockholm
 18. Juli, Rückfahrt 18. Sept.
 Fahrpreis von 217. 500 an
 auswärts.
 Bergnügungsfahrt nach Island
 1. August, Rückfahrt 22. Sept.
 Fahrpreis von 217. 500 an
 auswärts.

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
 Abteilung Bergnügungsfahrten.

Fünfte Auflage 1906.

Der Goldne Esel

des Apulejus. Mit 16 Illustrationen.
 Eleg. brosch. 4,50 M. Eleg. geb. 5,50 M.
 Humoristisch-satirischer Roman gegen zügel-
 lose Sitten, Magiewahn, Schwärmeret,
 Aberglaube u. Priestertrug damal. Zeit.
 Der bunte Wechsel der oft sehr verflüchtigen
 Episoden, die merkwürd. Situationen u. kultur-
 historisch wertvollen Schilderungen antiken
 Lebens bieten ein getreues Bild d. sittlichen
 Korruption in d. römischen Kaiserzeit. Ein-
 gelocht ist d. Episode v. Amor u. Psyche.
 Ausführl. Verzeichn. üb. kultur- u. sitten-
 geschichtl. Werke gratis franco.

H. Bartsdorf, Berlin W 30, Landshuterstr. 2.

Diabetes-Bauer

Kortzschenbroda-Dresden.

Sommer- und Winter-Kuren.

Schlafepatent!

Ein Griff ein Bett mit Matratze auf Federn

Bieten Jaekel's Schlafepatent Möbel 25 Jahre bewährt

Ungarn u. Franco

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
 München-Schwabstr. Berlin SW. Pantzschendamm 20.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät; milde Wasserkur; elektrische und Lichtbehandlung; seelische Beeinflussung; Zanderinstitut, Röntgenbestrahl., d'Arsonvalisation; heizbare Winterluftbäder; behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranken. Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt Dr. Loebell.

Deutsche Hypothekenbank

(Actien-Gesellschaft) zu Berlin.

Aktien-Kapital	M. 15 000 000.—
Reserven und Vorräte per 31. Dezember 1907	M. 5 008 248.—
Gezahlte Dividenden: 1901—1903 je 6½%, 1904: 7%, 1905—1907 je 7½%	
Am 31. Dezember 1907 betragen:	
die hypothekarischen Darlehensforderungen	M. 210 688 194,31
Kommunaldarlehensforderungen	10 524 224,81
die bis zu diesem Tage ausgegebenen Hypothekendarlehen	199 582 200.—
Kommunalobligationen	9 545 500.—

Nach § 10 Nr. 3 des Statutes gehört zum Geschäftskreis der Bank: die Gewährung von Kommunaldarlehen, das heisst von Darlehen, welche an preussische Körperschaften des öffentlichen Rechtes oder gegen Uebernahme der vollen Gewährleistung durch eine solche Körperschaft gegeben werden und die Ausgabe von Schuldverschreibungen (Kommunalobligationen) auf Grund der so erworbenen Forderungen.

Nach Artikel 74 des Preussischen Gesetzes vom 20. September 1899 (Gesetzsammlung von 1899 S. 177 ff.) sind die Kommunalobligationen der Deutschen Hypothekenbank (Actien-Gesellschaft) in Berlin mündelsicher. Es dürfen daher in Preussen alle diejenigen Kapitalien, auf welche die Vorschriften über Auflegung von Mündelgeldern Anwendung finden, in diesen Obligationen angelegt werden. Sie sind bei der Reichsbank in Klasse I beleihbar.

Auf Grund des im Reichsanzeiger vom 3. April d. J. veröffentlichten Prospektes bringt die Bank

M. 10 000 000 4% Kommunalobligationen Serie II,
welche eine Erweiterung der bereits bestehenden bis 1. Oktober 1917 nicht rückzahlbaren Serie II darstellen
in Wege freihändiger Begebung in den Verkehr.

Den Bezug dieser Obligationen vermitteln auch sämtliche Banken und Bankläufer und stehen denselben, ebenso wie bei uns, die bezüglichen Prospekte zur Verfügung.
Berlin, den 3. April 1908.

Deutsche Hypothekenbank (Actien-Gesellschaft).

Dr. Hirte. Witt.

Meiningen

betriebszahl. „Winterkuren“.

Sanatorium für Nervenkranken und Kitzelungskurven. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Die Deutsche Nafta-Gesellschaft m. b. H.

Berlin W. 9 Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.
Fernsprecher: Amt VI, 1906, 1907. Telegr.-Adr.: Naftabrutto Berlin
Zweigniederlassungen: Amsterdam, Drohobycz
empfiehlt die von ihr neugeschaffenen

Nafta-Brutto-Zertifikate

Man verlange gratis Prospekt und Wochenschau!!

BANK-ABTEILUNG

An- und Verkauf von Wertpapieren. Konto-Korrent-Verkehr. Sämtliche anderen bankgeschäftlichen Ausführungen. Billigste Spesenberechnung.

PRODUKTEN-ABTEILUNG

Lager in Berlin und allen grösseren Städten Deutschlands von: Petroleum für Beleuchtungs- u. Beheizungszwecke, sämtlichen Benzingattungen: Hydrür-, Gasolin-, Automobili-, Apotheker-, Wasch-, Extraktion-, Motoren- und Lackbenzin. Alle Gattungen von Maschinen- und Schmierölen. Ganz besonders empfehlen wir die Marken: „D. N. O.“ Automobili-, Spindel- und Vulkan-Oele.

ROHÖL-ABTEILUNG

Ersatz für Kohlenfeuerungen. Unser technisches Bureau erteilt kostenlos ausführlich Auskunft über die Verwendung des Rohöls als Heizmaterial für alle industriellen Zwecke. Man verlange kostenlose Voranschläge über Aenderung der Feuerungsanlagen zwecks Rohölverwertung. Rohöl und Gasöl zu Karburierungszwecken.

— Jede Auskunft kostenlos und bereitwilligst. —

Landbank.

Bilanz am 31. Dezember 1907.

Aktiva.		M	P	M	P
Kassa-Konto				123 131	33
Konto-Korrent, Debitoren				849 251	85
Allgemeines Hypotheken-Konto, Debitoren				43 391 538	56
Effekten-Konto				3 265 706	74
Grundstücks-Konto				21 710 494	52
Grundstücks-Konto der Rentengüter				750 708	95
Rentengütermassen				2 875 300	93
Emissions-Konto der 4½% Schuldverschreibungen				158 000	—
(nach Abschreibung von M 20 828,80)					
Hinterlegte Sicherheits-Akzepte	13 055 609	—			
Aval-Konto, Debitoren	7 438 849	35			
	20 494 458	35		73 123 832	88
Passiva.		M	P	M	P
Aktien-Kapital				15 000 000	—
4½% Schuldverschreibungen				16 900 000	—
Gesetzliche Reserve	768 456	13			
Hierzu Ueberweisung aus der Gewinn- und Verlustrechnung von 1907	52 932	82		821 427	94
Spezial-Reserve	421 870	07			
Hierzu Ueberweisung aus der Gewinn- und Verlustrechnung von 1907	52 932	82		474 742	89
Allgemeines Hypotheken-Konto, Kreditoren	11 270 779	08		12 744 739	11
Restkaufgelder	1 473 960	03		4 397 753	19
Konto-Korrent, Kreditoren				20 883 742	39
Konto-Korrent, Zwischenkredit				900 000	—
Akzepten-Konto				270 740	65
Sparkassen-Konto der Angestellten				1 180	—
Noch nicht abgehobene Dividende				169 062	75
Zinsen auf 4½% Schuldverschreibungen	230 789	80			
Pensionsfonds der Angestellten					
Hierzu Ueberweisung aus der Gewinn- und Verlustrechnung von 1907	20 000	—		250 789	80
Sicherheitsakzepten-Konto	13 055 609	—		33 333	33
Aval-Konto, Kreditoren	7 438 849	35		900 000	—
Tantieme des Aufsichtsrats				76 310	83
6% Dividende auf die Aktien					
Uebertrag auf neue Rechnung					
	20 494 458	35		73 123 832	88

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll.		M	P	M	P
Allgemeines Betriebs- und Verwaltungs-Konto				1 504 451	45
Bau-Konto				510 118	07
Allgemeines Verwaltungskosten-Konto				420 368	56
Zinsen-Konto				465 639	60
Kommissions-Konto				28 165	70
Mobilien-Konto				1 643	65
Reingewinn				1 135 509	80
Von diesem Betrage entfallen auf:					
Gesetzliche Reserve	52 932	82			
Spezial-Reserve	52 932	82			
4½% Dividende auf das Aktien-Kapital	600 000	—			
Ueberweisung an den Pensionsfonds der Angestellten	20 000	—			
Uebertrag auf neue Rechnung	76 310	83			
Tantieme des Aufsichtsrats	33 333	33			
2% Superdividende auf das Aktien-Kapital	300 000	—			
	1 135 509	80		4 065 896	83
Haben.		M	P	M	P
Saldo-Vortrag aus 1906				76 853	52
Grundstücks-Konto				3 667 462	37
Effekten-Konto				2 0 801	04
Kommissions-Konto der Rentengüter				40 649	89
				4005 896	83

BERLIN, im April 1908.

Die Direktion.

Geistig Zurückgebliebene

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der im Verlag von Hans Bondy, Berlin W. 15, Uhländstr. 43 erscheinenden Monatsschrift zur geistigen und ökonomischen Kultur Russlands und des fernen Ostens

Neuland Herausgeber: **Josef Melnik.**

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

find. sorgf. Behandlg. u. Aus-
bildung in **W. Schröters**,
Erziehungsanst. Dresden-N.,
Oppellstrasse 44/44b. Prosp.

Bank für Handel und Industrie.

Bilanz per 31. Dezember 1907.

Aktiva.		M	P
Effekten-Bestände:			
Börsengängige Werte.....		43 813 037	18
Nicht börsenmässig notierte Werte.....		6 290 027	14
Disponibile Fonds:			
1. Wechsel.....	M 116 789 587 80		
2. Kasse und Coupons.....	31 307 658 79		
3. Guthaben bei Banken und Bankiers.....	25 407 505 12		
4. Reports und Lombards inkl. Guthaben aus Konsortialgeschäften.....	48 531 555 53	322 036 308	24
Darlehen und Ausstände:			
1. durch börsengängige Wertpapiere bedeckte Kredite.....	M 114 521 979 09		
2. durch anderweitige Sicherheiten, wie Bürgschaften, Hypotheken etc. bedeckte Kredite.....	76 783 457 60	244 579 369	07
3. Nicht bedeckte Kredite.....	53 273 912 18		
4. Aval-Kredite.....	M 15 695 492 39		
Laufende Operationen.....		50 200 218 96	
Dauernde Beteiligungen an Banken und Bankgeschäften.....		33 818 617 60	
Immobilien und Mobilien.....		11 476 398 —	
Aktiv-Hypotheken.....		373 746 —	
		612 586 722	92

Passiva.		M	P
Grand-Kapital.....		154 000 000	—
Reserven:			
1. Allgemeine Reserve (gesetzliche Reserve).....	M 19 000 000 —	29 500 000	—
2. Besondere Reserve.....	10 521 010 —		
Tritten und Avale:			
1. Tritten.....		78 580 048	43
2. Avale.....	M 15 695 492 39		
Unerhobene Dividenden: von früheren Terminen.....			28 474 30
Konto-Korrent-Kreditoren:			
1. täglich fällige Verbindlichkeiten.....	M 161 474 490 42		
2. später.....	1 588 1521 31	337 456 921	73
Reserve für die Mark-Noten der früheren Bank für Süddeutschland.....		120 700 —	
Regulierungskonto Filiale Hannover.....		3 100 000 —	
Gewinn- und Verlust-Konto:			
Gewinn-Saldo.....		9 800 580 46	
		612 586 722	92

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1907 für das 55. Geschäftsjahr.

Soll.		M	P
Geschäfts-Unkosten:			
Handlungsunkosten (einschliesslich der Tantièmes an den Vorstand und die Oberbeamten).....		M 5 710 926 74	
Steuern.....		917 802 56	
Gratifikationen an die Beamten (Weihnachten, Abschluss), Ehrengaben an Beamte, Zuwendung an die Pensionskasse (M 250 000.—) und für wohlthätige Zwecke.....		977 602 99	7 606 332 29
Abschreibung auf Immobilien und Mobilien.....		419 700 92	
Gewinn-Saldo.....		9 800 580 46	
Verwendung des Gewinnes:			
1. Dividende pro 1907 von 6%.....	M 9 240 000 —		
2. Tantième des Aufsichtsrats.....	215 600 —		
3. Gewinn-Vortrag.....	344 980 46		
		M 9 800 580 46	
		17 826 613 67	67

Haben.		M	P
Zinsen, abzüglich der gezahlten.....		7 359 172 24	
Provisionen, abzüglich der gezahlten.....		5 025 651 01	
Gewinne aus Effekten.....		1 060 964 81	
Gewinne aus Finanzoperationen.....		1 690 042 52	
Gewinne aus dauernden Beteiligungen an Banken und Bankgeschäften.....		1 770 341 83	
Valuten-Gewinne.....		581 777 46	
Diverse Eingänge.....		15 304 81	
Gewinn-Vortrag von 1906.....		320 358 99	
Gewinn-Saldo.....		M 9 800 580 46	
		17 826 613 67	67

OPEL

Rüsselsheim ^aM.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen
Man verlange Preisliste.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.

R. Richter,
Dresden A. 18., Büschplatz 18.

Berliner Handels-Gesellschaft.

Bilanz vom 31. Dezember 1907.

Soll.		ℳ	⚡
Kassa-Konto		21 539 007	55
Effekten-Konto		24 456 409	45
Effekten-Report-Konto			
Reports und Lombardvorschüsse auf Effekten		51 015 697	40
Wechsel-Konto		89 850 878	55
Grundstücks-Konto		1 365 281	30
Bankgebäude		5 106 178	70
Konsortial-Konto		54 318 773	60
Kontokorrent-Konto			
Debitoren		179 810 414	56
Pensions-Kasse der Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft			
Effekten-Bestände		2 502 278	80
Stiftungen für die Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft			
Effekten-Bestände		213 462 50	
		431 186 391	51

Haben.		ℳ	⚡
Kommandit-Kapital-Konto		100 000 000	—
Reservefonds		30 000 000	—
Traien-Konto		74 051 150	45
Kontokorrent-Konto			
Kreditoren		212 682 979	70
Gewinnanteil-Konto			
Rückständige Gewinnanteile		10 693 35	
Pensions-Kasse der Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft			
Vermögensstand		2 530 548	20
Stiftungen für die Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft			
Vermögensstand		217 199	40
Gewinn- und Verlust-Konto			
Reingewinn		11 505 910	70
		431 186 391	80

Gewinn- und Verlust-Rechnung vom 31. Dezember 1907.

Soll.		ℳ	⚡
Verwaltungskosten		1 837 506	85
Steuern		629 809	—
Reingewinn		11 505 910	70
		14 043 406	5
Haben.		ℳ	⚡
Vortrag aus 1906		610 933	50
Zinsen-Ertrag abzüglich der gezahlten Zinsen und Ertrag der Wechsel einschliesslich der Kurs-Differenzen auf Devisen und Sorten abzüglich der gezahlten Zinsen und des Diskonts auf den Bestand		7 943 409	45
Gewinn aus Konsortial- und Effekten-Geschäften		2 107 962	50
Provisionen		529 111	10
		14 043 406	56

Berliner Handels-Gesellschaft.
Die Geschäftsinhaber.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entleerungerscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Moderates Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**

Sandows Buch frei!

Dieses neue Buch zeigt wie Eugen Sandow, der weltberühmte Gründer des Sandow'schen Körperpflege-Systems, zu Kraft und Ruhm gelangte; es ist herrlich illustriert und lehrt jedermann, wie man durch körperliche Übung Gesundheit und Kraft erlangen kann.

Spezialangebot: Jeder Leser, der sofort an nachstehende Adresse schreibt, erhält 1 Exemplar dieses Buches kostenlos und portofrei zugesandt. Sandow-Company, Abt. 115, Berlin W. 9, Potsdamer Strasse 127.



Massive Landhäuser,
 Schwed. und Deutsche Holzvillen

von **7800 Mk.**

an erbaut in jeder Gegend

Johannes Lehnert

Architekt u. Baumeister

Dresden, Terrassenufer 23.

Auf Wunsch kostenloser Nachweis von Baustellen mit Zusendung von Prospekten. Beste Referenzen. Bürozeit 8-4.

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Mollendorferplatz 7.

Sobald erschienen:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8^o.

Preis: 50 Pf.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CL'OCK-KONZERT-5

Ohne Klopfen,
Ohne Bürsten,
Ohne Staubaufwirbeln
saugt

Aspirator

Staubsaug-Maschine
für Hand- oder elektr. Betrieb
allen Staub aus Teppichen, Möbeln,
Gardinen etc. und vertilgt Motten und
Mottenbrut.

Verlangen Sie Prospekte.

**Internationale
Aspirator Co.**

Miehmann & Norton

Hamburg, Bergstr. 25.

Vertretungen werd. an solvente Firmen abgegeben.

Nervenschwäche der Männer
Ausführliche Prospekte
mit gerichtlich. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 71.



Kein Suchen nach dem Bleistift mehr!
Schwebeapparat
„Da hängt er.“

Patente in d. meist. Staat.
Man verlange Prospekte
Preis M. 1.40—3.—
Walther Kunde

Dresden-M. Wallstr. 17/19
Hedriges weiss auf Wunsch nach.

P. P. Liebe

Verfasser der „Seelen-Aristokrat“ etc. zeigt an, dass er Charakter, Innenleben, die Psychologie der Persönlichkeit aus ihrer Handschrift erforscht. Distinguierte Praxis seit 1890. Kombinierte Original-Methode. Die grosszügigen, lebendigen Seelen-Analysen des Entdeckers der **Psychographie** unterscheiden sich streng von alltäglichen Handschriftenbeurteilungen. Massgebende, ausführliche Anerkennungen aus den Kreisen der Intelligenz. Moderne Menschen, die mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis reizt als der Kitzel der Sensation mögen brieflich anfragen. Sie empfangen frei und unverbindlich: die **Bedingungen** für Charakterbeurteilungen und intensiv anregende Broschüre.

P. P. Liebe, Schriftsteller, Augsburg 1.

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter optischer
Firmen zu Original-Preisen.
Epochmachende Neuheit:
Auto-Klappkamera, beim Öffnen
selbsttätige, sofort gebrauchsfertige
Einstellung.

Bequemste Teilzahlung
ohne jede Preiserhöhung.
Binocles und Ferngläser.
Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.
(Inhaber Hermann Roscher)
Berlin SW., Schönebergstr. 9.

Dr. med. Werter

zeigt in seiner soeben erschienenen Schrift,
die für 55 Pfg. im geschlossenen Brief (aus-
wärts 70 Pfg.) durch J. Muretz & Co.,
Berlin NO 18, e. zugesandt wird; wie der
geschw. Mann seine Lebensfreude gewinnen
u. sein Nerven-System wieder kräftig kann.

Original Englische Arbeit

Keine Fabrik in Deutschland

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von 31. 10.— ab.

„Sanatorium
Zackental“
(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau, Id. 21.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhofstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren.
Für Erholungsuchende, Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützt,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage, Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt da-
selbst oder Administration in
Berlin S. W., Bockhornstr. 115.

An der Spitze



aller Champagner (Franz. Erzeugnis)
seit Jahrzehnten 

Moët & Chandon

Grösster Jahreserfaß
Grösste Reifereien
Grösster Weinbergbesitz

White Star „sec“
Brut Impérial „extra sec“